

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



69

Besprechungen zu Büchern von Gabriele Behrend, Andreas Eschbach, Karla & Jörg Weigand (als Hrsg.), Chelsea Abdullah, Tobias Bachmann, Willi van Hengel, Dorothe Zürcher, Frank Lauenroth, Matt Dinniman, Alastair Reynolds, C240042C, Brigitte Ohk, Kai Meyer, Walter Moers, Hans Peter Roentgen, Werner Zillig, Frank G. Gerigk und Benedict Jacka

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 69 – Oktober 2026

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Nicky Pe (Pixabay)

Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda

Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schaltungsdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837

ISBN: 978 3 95765 535 6

Zur Sache

Es ist immer das gleiche Spiel. Man lebt, um zu arbeiten, Geld zu verdienen, die Familie zu ernähren, sich über Wasser zu halten. Und sich etwas zu gönnen. Doch ein Hobby kostet nicht nur Geld, sondern auch Zeit. Und sich solche Zeit zu gönnen, ist nicht viel einfacher, als Geld zu verdienen.

Am Ende ist die Zeit vergangen, das Geld ist zwar da, aber am Ende ist doch wieder nicht das dabei herausgekommen, was man sich gewünscht hat. Hätte.

So ist der »REISSWOLF« 68 inzwischen rund einen Monat alt – und die Zahl der veröffentlichungswürdigen Rezensionen haben schon Überlegungen in Gang gesetzt, den Umfang der »REISSWOLF«-Ausgaben zu erhöhen. Man wird sehen.

Sicher ist immerhin, dass der »REISSWOLF« weiterhin erscheinen wird. Mit den üblichen rund 40 bis 48 Seiten Umfang – oder vielleicht auch einmal mehr. Man wird sehen.

Für den Augenblick wünsche ich einmal mehr Lesevergnügen und möglicherweise Erkenntnisse, was man sich an Lesestoff doch noch zu Gemüte führen sollte.

Michael Haitel

Winnert, 18. Oktober 2026



Gabriele Behrend

**C U → WIR SEHN UNS AUF DER
ANDEREN SEITE**

AndroSF 232, p.machinery, Winnert, Januar
2026, 172 Seiten, Paperback, ISBN 978 3
95765 495 3, E-Book: ISBN 978 3 95765 666 7

Gabriele Behrends neuer Roman »C U → Wir sehn uns auf der anderen Seite« ist auf der einen Seite eine in sozialer Hinsicht und auf der emotionalen Ebene relevante, zeitlose und aktueller denn je bleibende Geschichte, welche ohne Kitsch, ohne Pathetik aufzeigt, dass jeder Mensch in erster Linie selbst gegen das vorgehen muss, was seine humanistische Integrität bedroht. Und dass diese Vorgehensweise auch erfolgreich sein kann.

Zumindest in dieser Story, leider viel zu selten in der Realität. Ein Mutmacher also. Auf der anderen Seite wirken einzelne Abschnitte dieser Geschichte allerdings auch ein wenig wie Themen, die Gabriele Behrend in ihren bisherigen Romanen wie »Salzgras & Lavendel« oder »Im Schatten der Hydrangea« auf eine originellere Art und Weise behandelt hat. Daher fällt es schwer, den vorliegenden Low-Tech-Thriller auf der einen Seite zu verdammern, aber gleichzeitig auf der anderen Seite nicht zu sehr zu mögen, wie es das schon angesprochene wichtige Thema verdient.

Wer Gabriele Behrend bislang nicht als Autorin kennt, der wird im vorliegenden deutlich zugänglicheren Buch als ihre bisherigen Arbeiten einen guten Einstiegs- punkt finden, um ihre früheren, in positiver Hinsicht auch deutlich experimentelleren Werke anschließend entdecken zu können. Chronologisch gegen die Uhr der Veröffentlichungen lesen hat manchmal auch seine Vorteile.

Erin Richter ist gerade einer toxischen Beziehung entkommen. Ihr Partner sitzt inzwischen im Gefängnis, nachdem er mehrere Annäherungsverbote ignoriert und Widerstand geleistet hat. Ihre Psychologin empfiehlt ihr eine Reise zum Hamburger VR-Unternehmen »C U → See you there ...« um die eigene Vergangenheit zu überwinden und gleichzeitig einen Neubeginn zu starten. Erin Richter ist noch nicht ganz überzeugt, bucht aber schließlich doch nicht nur die Reise nach Hamburg, sondern zu einem Ort, den sie vor vielen Jahren schon einmal besuchen wollte, um eine Fotosafari zu starten.

Zur Ausgangsprämisse gehört auch, dass ihr durchgeknallter Ex nicht nur vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen worden ist, die Wohnung aufsucht, ihren Aufenthaltsort in Hamburg herausfindet und sich dort mittels einer kurzfristigen Buchung und seinen umfangreichen Computerkenntnissen selbst in ihre Simulation hackt, um seine »Frau« wieder und dieses Mal für immer in Besitz zu nehmen.

Damit sind das Ausgangsszenario und der relevante rote Faden klar umrissen. Vieles wird dem Leser nicht nur aus Gabriele Behrends bisherigen Geschichten – da ging es eher um das Eindringen in Traumwelten, imaginäre Schutzzonen ihrer verletzten, emotional gebrandmarkten Charaktere –, sondern vor allem aus zahlreichen anderen Storys bekannt vorkommen. Das wirkt in dieser Zusammenfassung wie eine Aneinanderreihung von Klischees und oberflächlich bleibt der Eindruck nach der Lektüre auch hängen.

Ohne zu viel von der Geschichte zu verraten, dient dieser Trip in die virtuelle Welt schließlich auch zur Selbstfindung, zur Vervollständigung eines anfänglich unsicher begangenen Weges und schließlich auch als Abschluss einer Entwicklung, die Erin Richter mit der Anzeige ihres Stalkers schon vor Beginn dieses Romans in die Wege geleitet hat. Die Überwindung von Traumata – dabei spielt es keine Rolle, in welcher Welt – und die Schwierigkeit, zu anderen Menschen wieder Vertrauen zu finden, sind die wichtigsten und die emotional auch am meisten befriedigenden Passagen dieses Romans. Gabriele Behrend hat als Schriftstellerin die Fähigkeit, Frauenfiguren zu erschaffen, die

ausgesprochen real auch in »unmöglichen« Situationen erscheinen. Die Bodenständigkeit ausstrahlen, aber ihre Selbstsicherheit nicht selten als eine Art Schutzmantel überziehen. Die emotional immer noch innerlich verletzt sind, aber aus ihren Schneckenhäuschen auf eigene Initiative oder durch geduldige Mitmenschen herauswollen und schließlich auch herauskommen. Gabriele Behrend nimmt sich deswegen auch sehr viel Zeit, ihre Hauptfigur Erin Richter dreidimensional, vielschichtig, vielleicht auch manchmal ein wenig zu schematisch dem zugrunde liegenden Plot geschuldet zu entwickeln. Dabei ist Erin Richter zwar die wichtigste Figur dieser Geschichte, aber nicht in allen Sequenzen präsent. In ihren früheren Büchern hat Gabriele Behrend manchmal mit einer gänzlich subjektiven Perspektive erfolgreich gearbeitet. Das wäre wahrscheinlich im vorliegenden Roman nicht Erfolg versprechend, wahrscheinlich sogar über eine gewisse Grenze hinaus manipulierend.

Der Leser wünscht Erin Richter am Ende der Geschichte nicht nur Ruhe und Frieden, sondern auch einen Neuanfang. In vielerlei Hinsicht. Dazwischen dominieren ihre Selbstzweifel. Es ist schwer für den Leser, alle ihre Entscheidungen und manchmal auch die relativ langen inneren Monologe nachzuvollziehen und gänzlich zu verstehen. Das liegt aber auch in der Tatsache begründet, dass viele Leser – hoffentlich – nicht in einer solchen Situation gewesen sind oder jeweils mit einem solchen Stalker zusammentreffen. Es kommt also wie bei vielen von Gabriele Behrends Geschichten auf den eigenen

Erfahrungshorizont an, um viele Gedanken der Protagonistin gänzlich zu verstehen. Aber die von Gabriele Behrend in dieser Hinsicht eingeforderte Geduld zahlt sich auch aus. Erin Richter durchläuft eine besondere Art des »Coming of Age«-Prozesses, in dem sie die innewohnenden Energien und Kräfte bündelt. Sie entstehen nicht in der virtuellen Welt, wie das Gespräch mit der Therapeutin zu Beginn zeigt. Auf diese Art wird verhindert, dass sich Erin Richter in einer Art Kreislauf fängt, aus dem sie nicht mehr ausbrechen kann und will. Bei jeder Behandlung geht es ja nicht nur um den Fortschritt, sondern die Einordnung der Rückschritte, die nicht zu Niederlagen werden dürfen.

Natürlich macht es sich Gabriele Behrend auch ein wenig bequem, indem sie mittels der Charakterisierung ihrer Figuren auch gleich die Lager abgrenzt.

Während Erin Richter eine dreidimensionale Figur ist, muss sie ihren persönlichen Antagonisten – Mike – deutlich eindimensionaler zeichnen. Dabei überspannt die Autorin in negativer Hinsicht nicht den Bogen, sondern fasst viele Aspekte des klassischen Stalkers und Sadisten gut zusammen. Auf der einen Seite attraktiv, charmant, einfühlsam und vor allem guten Sex versprechend, auf der anderen Seite emotional instabil, narzisstisch, egozentrisch, aufbrausend und gewalttätig. Alles zusammen bildet dann den emotionalen Vulkan, dessen regelmäßige Ausbrüche nicht nur die Partnerin einschüchtern und verstören, sondern auch für die Umwelt gefährlich sind. Dank guter Führung – eine Unterordnung unter »Vorgesetzte« im direkten Kontrast zur

Unterdrückung von schwachen Menschen ist ein weiteres Zeichen der Alltagspsychopathen – wird er vorzeitig entlassen. Gabriele Behrend geht bei Mikes Suche nach seiner Partnerin zweigeteilt vor. Auf der einen Seite dessen Außenwirkung, auf der anderen Seite die innere Zerrissenheit, die in zahlreichen Monologen gipfelt. Ein wenig zu stark konstruiert erscheint dessen lockeres Eindringen in die virtuellen Welten der Firma, nachdem er sich mit sehr viel Energie und einem auffälligen Benehmen ein Szenario gebucht hat. Das geht deutlich zu leicht. Aber diese Schwäche muss der Leser akzeptieren, damit der Plot funktioniert. Auch klischeehaft wirkt der fortlaufende »Verfall« Mikes im Verlauf der Simulation. Beginnend mit den sadistischen Spielen und seinem heimlichen Anschleichen bricht seine dominante Position mehr und mehr zusammen, je stärker die Initiative Erin Richter zufällt. Es gibt einen Moment der Schwäche, vielleicht der Rückfall in alte Zeiten, welcher den bestehenden Plot zum Wanken bringt. Aber diese Szenen hat der Leser/Zuschauer auch zu oft in vergleichbaren Geschichten/Filmen/Fernsehserien gelesen oder gesehen, als das es wirklich überraschend kommt. Natürlich ist der Moment der Hingabe, der Schwäche auch in doppelter Hinsicht der Wendepunkt. Erin Richter ist mehr denn je überzeugt, dass sie etwas aktiv ändern muss. Mike sieht sich als Sieger und wird leichtsinnig.

Im direkten Vergleich der Charaktere arbeitet Gabriele Behrend bei Mike mit den Schemata des Genres. Ob das in dieser Konsequenz auch wirklich notwendig ist, muss der Leser selbst entscheiden. Natürlich

lich gibt es bei den narzisstischen Psychopathen im Groben nicht so viele Varianten. Deren Ziele sind alle gleich. Daher sollte die Erwartungshaltung als den final funktionalen Mike nicht zu hoch gesteckt werden. Charismatische Superschurken wären wahrscheinlich nicht nur in dieser, sondern einigen von Gabriele Behrends bisherigen Romanen fehlt am Platz.

Passend für diese Art der Geschichten ist nicht nur die wiederkehrende Bedrohung aus dem Nichts, sondern eine sich entwickelnde neue Beziehung. Issa ist dabei mehr als ein Mittel zum Zweck. Issa ist eine Figur, die Gabriele Behrend aufgrund ihrer technischen Notwendigkeiten eingeführt hat. Die VR-Reisenden können eine Art Tourguide, einen Reisebegleiter wählen, der sie auf ihren individuell gebuchten Touren begleitet. Issa versteckt sich dabei hinter einer Maske, da er sich aufgrund einer Hautkrankheit sozial als Außenseiter fühlt. Issa ist aber auch der Dosenöffner, der Erin die Möglichkeit gibt, anfänglich widerwillig und außerhalb der Gespräche mit ihrer Psychologin über das Erlebte zu sprechen. Natürlich entwickeln sich zwischen Issa und Erin Gefühle, aber Gabriele Behrend präsentiert in dieser Hinsicht keine platten, keine simplen Lösungen. Issa ist nicht die dominierende Figur der Handlung, aber der Charakter, welcher dem Leser am längsten und am meisten positiv im Gedächtnis bleibt. Und das nicht nur, weil er für Erin mehrmals stirbt. Issa hat mehr auf der »Straße« gelernt, er hat inzwischen eine gewisse Hornhaut gegenüber den Mitmenschen entwickelt, auch wenn er innerlich scheu, empfindlich und auf eine gewisse Art

auch ängstlich ist. Aber noch mehr als Erin Richter ist er auch dank ihr bereit, sich den Herausforderungen zu stellen und nicht immer in den virtuellen Welten vor allem anderer Menschen – Issa ist ja der Reisebegleiter und nicht der aktive Gestalter – Zeit zu verbringen. Andere Wünsche/Träume zu leben. Natürlich wird Issa schnell auch dank der Klischees eines schwarzen »Übermannes« zur Zielscheibe von Mike. Jeder Mann in der Nähe Erin Richters wäre die entsprechende Zielscheibe, aber ein farbiger Mann, der es vielleicht mehr als Mike bringen könnte, ist in doppelter Hinsicht ein rotes Tuch für den Psychopathen. Auch hier könnte Gabriele Behrend Klischees bedienen, versucht aber eine gewisse Balance zu erzielen, damit der Leser sich nicht manipuliert fühlt.

Die Grundhandlung von »C U →« ist – wie mehrfach erwähnt – im Groben vorhersehbar. Dabei spielt es grundsätzlich auch keine Rolle, ob sie in der virtuellen oder echten Realität stattfindet. Fiktive »Räume« spielen in Gabriele Behrends bisherigen Romanen wichtige Rollen. Oder anders herum. Am Anfang stand »C U →« und wurde von neueren Projekten überrollt. Die ursprüngliche Idee stammt aus dem Jahr 2022 und der Reiseort Erin Richters – siehe Titelbild – ist ein realer Ort – das Fort de la Chartreuse in der Nähe von Lüttich – und wurde von anderen Projekten quasi überholt, in denen Gabriele Behrend viele Ansätze innovativer verarbeitete.

Virtuelle Reisen als alternative zum echten Reisen – preislich scheint es da wenige Unterschiede zu geben – ist der

einzigste fantastische Ansatz in ihrem Roman, während der Rest der Geschichte beginnend mit dem Flix-Train in der Gegenwart spielen könnte und auch spielt.

Die Details beschreibt Gabriele Behrend ausführlich. In der Hamburger Speicherstadt gelegen, ein Dinner zu Beginn, Einzelkabinen, medizinische wie natürlich im Falle von Erin Richter eingeschränkte Überwachung und ein breites Angebot von Standardthemen, aber auch die Möglichkeit, eigene Reisen zu entwickeln. Wie weit ist die Menschheit seit Michael Crichtons »Westworld« in dieser Hinsicht gekommen. Das wird alles aber durch Mikes einfachen Hack gegen alle Sicherheitssysteme inklusive der Manipulation der in der virtuellen Realität verstreichenden Zeit unterminiert. Wie mehrfach erwähnt, geht das erstens zu einfach und ist zweitens perfekt. Gegen Mikes Programmierkünste stehen zwar zwei Angestellte von »C U →«, wobei auch hier in erster Linie Frau die Hand anlegen muss, damit Erin Richter eine eigene Chance gegen den verrückten Eindringling hat. Gabriele Behrend beschreibt unter den zu akzeptierenden Prämissen die Vorgehensweise der Angestellten nachvollziehbar und ausführlich, aber im Leser bleibt das unbestimmte Gefühl zurück, als wäre das nicht wirklich alles. Kein Notfallknopf, der auf der anderen Seite (also in der Gegenwart) ausgelöst werden kann. Der Leser hat an einigen Stellen das unbestimmte Gefühl, als würde mit dem Einbrecher und Betrüger viel zu sanft umgegangen. Keine virtuelle Eingreiftruppe, die ihn wie einen Schädling einfach eliminiert. Kein Zwangserwachen. Interessant ist, dass es schließlich von der anderen Seite unter einer

gänzlich anders angelegten Prämisse dann doch funktioniert. Das wirkt leider alles ein wenig weichgespült, um die Konfrontation zwischen Erin Richter und Mike romantisch am Leben zu erhalten.

Positiv gesprochen ist Gabriele Behrend keine Hardcore-Technik-Autorin. Ihr geht es mehr um die zwischenmenschlichen Gefühle und die Entwicklung ihrer Figuren. Daher lassen sich diese Schwächen verschmerzen, auch wenn die in den wahrscheinlich erst danach entstandenen, aber deutlich vorher veröffentlichten Büchern diese »Schwächen« auf eine deutlich elegantere Art und Weise gelöst hat.

In den letzten Jahren hat sich Gabriele Behrend zu einer Autorin entwickelt, die auch klassische Science-Fiction-Sujets wie die Zeitreise – »Die Frau mit den roten Schuhen« – auf eine originelle Art und Weise anders erzählt hat. »C U →« zeigt nicht diese fortlaufende Entwicklung und wirkt nicht zuletzt aufgrund der Entstehung der Geschichte wie ein Rückschritt im Vergleich zu ihren packenden Büchern wie »Salzgras & Lavendel« – mindestens zwei Jahre vor »C U →« entstanden – oder »Im Schatten der Hydrangea«, der 2023 veröffentlicht worden und wahrscheinlich um die Zeit des ersten »C U →«-Entwurfs entstanden ist. In charakterlicher Hinsicht ist »C U →« aber eine positiv gesprochen typische Gabriele-Behrend-Geschichte, die unterstreicht, dass Herausforderungen gemeistert und imaginäre Berge bestiegen werden können. Und nicht nur durch Hilfe von außen, sondern den Mut, einen Schritt weiter zu gehen und entschlossen zu handeln. Allein diese Tatsache macht den vorliegen-

den Roman zu einer empfehlenswerten Lektüre, auch wenn der Leser hinsichtlich der Grundhandlung am Ende der Geschichte eine gewisse Leere spüren führt. Da verläuft vieles trotz zahlreicher Hindernisse final doch zu einfach, um gänzlich befriedigen zu können. Wer sich Gabriele Behrends Werk nähern möchte, macht mit »C U →« nichts falsch und wird in ihren Romanen der letzten Jahre eine kontinuierliche Entwicklung sehen. Wer Gabriele Behrends Werke kennt, wird sich in dieser positiv vertrauten Umgebung gut unterhalten fühlen. Aber irgendwie fehlt das einzigartige Gabriele-Behrend-Moment, das ihre innovativen Geschichten wie »Das Dorf am Grund des Sees« oder den mehrfach angesprochenen »Salzgras & Lavendel« so bemerkenswert machte.

(Thomas Harbach)

Andreas Eschbach

INS FAHLE HERZ DES SOMMERS

Lübbe Verlag, Köln, April 2026, ISBN 978-3-7577-0200-7

Die stete Erhitzung der Erdatmosphäre – ein dankbares Thema für zeitnahe, aber auch zukunftsfernere Science-Fiction. Wenn sich ein Autor wie Andreas Eschbach sich dieses Themas annimmt, dann kann der Leser einiges erwarten, wurde er doch über die Jahre von diesem Autor durch fast durchweg beachtliche, wenn nicht sogar sehr gute Titel verwöhnt.

Doch diesmal wird er enttäuscht. Was uns Eschbach hier vorlegt, ist seiner Position als Science-Fiction-Autor mit Renommee nicht würdig. Die in ziemlich naher Zukunft in irgendwelchen französischen



Landen angesiedelte Story ist über weite Strecken weitschweifig und geschwätzig erzählt, offenkundig einfach – und augenscheinlich lustlos – heruntergeschrieben. Der Protagonist des Geschehens und die nach allzu langen Seiten endlich dazu kommende Partnerin bleiben blass, bieten keine greifbare Persönlichkeit. Die Handlung schleppt sich unendlich langsam dahin – offenbar leidet der Urheber dieses Kurzromans selbst unter der sengenden Hitze, die ihm alle Kreativität aus dem Gehirn saugt. Die finale Auflösung der Geschichte ist platt und unglaubwürdig, weil nicht überzeugend dargestellt.

Das Aussterben des Menschen aufgrund klimatischer Veränderungen haben

bereits andere Autoren zum Thema gemacht, man denke nur an J. G. Ballard mit seinen beiden 1962 und 1964 im Original erschienenen Titeln »Karneval der Alligatoren« (»The Drowned World«) und »Welt in Flammen« (»The Burning World«). Hier zeigt sich, was man aus den drohenden Gegebenheiten und ihren Auswirkungen auf den Menschen innerhalb der SF-Literatur machen kann. Dagegen ist Eschbachs »Ins fahle Herz des Sommers« ein zu vergessender Fehltritt. Ein kritischer Lektor wie Günter M. Schelwokat oder Michael Görden hätten das Buch vielleicht retten können; doch dazu hätte es intensiver Anstrengungen bedurft – aber offenbar traut sich keiner mehr – weder bei der Agentur Schlück, die den Autor vertritt, noch der zuständige Lektor beim Lübbe-Verlag –, den Verkaufsschlager schreiben den Autor Eschbach zurecht zu weisen.

Dieser Eschbach-Titel hätte sehr gut in eine Heftromanreihe wie »Utopia-Zukunft« gepasst, allerdings erst nach einer gründlichen Überarbeitung.

(Jörg Weigand)

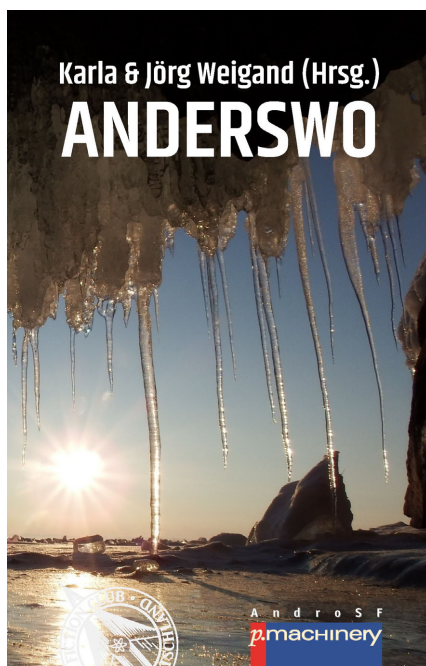
Karla & Jörg Weigand

ANDERSWO

AndroSF 230, p.machinery, Winnert, 2026
277 Seiten, ISBN 978-3-95765-517-2

Irgendwie ANDERSWO kommt mir die Titellustration der neuen Anthologie vor, die Karla und Jörg Weigand vor Kurzem bei p.machinery als Band 230 der Reihe AndroSF veröffentlicht haben.

Das Titelfoto zeigt ein real erscheinendes Foto »Irgendwo«, aber nicht wirklich vertraut, sondern »Anderswo«.



Die Vorgabe, einen Beitrag ANDERSWO zu schreiben gaben, die Herausgeber den Beiträgern ihrer Anthologie mit auf den Weg – mehr nicht. Entstanden sind so mehr als dreißig kürzere neue Storys, in denen bekanntere und unbekanntere Autoren ihre Assoziationen und Ideen zu ANDERSWO artikulieren.

Es gibt zahlreiche, teils lang verstorbene Schriftsteller, die einst ein ANDERSWO in ihren belletristischen Texten schildern. Es findet sich in exotischen Abenteuergeschichten, in Science-Fiction und vor allem in der fantastischen Literatur; als frühes Beispiel sei hier an Friedrich Gerstäckers schöne Erzählung *Germelshausen* erinnert, in der ein junger Mann aus der zeitgenössischen Realität in ein altertüm-

liches Dorf gerät, welches nur alle hundert Jahre einmal für einen Tag auftaucht.

Das neue ANDERSWO der Weigands kann direkt neben uns sein, nur wenige Meter entfernt, es kann irgendwo in einer fernen Galaxie liegen, es kann in der Gegenwart sein oder fern in der Zukunft existieren, es ist fast immer ein wenig fantastisch, auch dann, wenn es vordergründig realistisch geschildert wird. ANDERSWO ist teils literarisch anspruchsvoll, häufig unterhaltsam und spannend, aber auch anregend, es verführt dazu, die eigenen Gedanken spielen zu lassen, beim Versuch selbst ein ANDERSWO zu erschaffen, wo und wann das auch immer sein mag ... und ANDERSWO ist meiner Meinung zufolge jedem Freund von Anthologien und/oder fantastischer Prosa sehr zu empfehlen.

(Karl Jürgen Roth)

Chelsea Abdullah

DER ASCHEFEUERKÖNIG

The Sandsea Chronicles 2

(The Ashfire King, 2025)

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Urban Hofstetter

Klett-Cotta Verlag, März 2026, Hardcover, 640 Seiten, ISBN 978-3-608-98927-4

Willkommen zurück in einer farbenprächtigen Welt, die uns an den Orient aus Tausendundeiner Nacht erinnert.

Der Mittelband der projektierten Trilogie setzt nahtlos an die Geschehnisse des Auftakttitels an. In zwei parallel laufenden Handlungssträngen erzählt uns Abdullah ihre Mähr von Dschinn, Königen, Zauber und Verrat weiter.

Loulie al-Nazari, Prinz Mazen und der Dschinn Rijah finden sich nach den Ereignissen des ersten Bandes im versunkenen Dschinn-Reich wieder. Dieses Reich, das dereinst von einem Ifrit, den mächtigsten der Dschinn unter dem Sand verborgen und in vermeintliche Sicherheit gebracht wurde, steht kurz vor dem endgültigen Kollaps. Städte zerfallen, magische Schutzmechanismen versagen, und rivalisierende Fraktionen ringen um Macht. Während sie noch versuchen, einen Weg zurück in ihre eigene Welt zu finden, geraten Loulie und Mazen immer tiefer in einen uralten Konflikt zwischen verschiedenen Dschinn-Gruppen. Dabei werden sie erpresst, alte Rätsel und sagenumwobene Zaubertexten zu suchen, um so das Reich entweder



zu retten oder seinen Untergang zu beschleunigen.

Loulie, die mit der Magie eines gefallen Königs verbunden ist, sieht sich zunehmend mit der Frage konfrontiert, ob sie dieses Erbe annimmt oder sich davon löst. Mazen wiederum entwickelt sich vom zögerlichen Prinzen zu einer aktiveren Figur, die Verantwortung übernimmt und beginnt, seine eigene Rolle innerhalb dieses Konflikts zu definieren.

Parallel dazu spielt sich an der Oberfläche ein zweiter zentraler Handlungsbogen ab: Aisha kämpft mit den Folgen ihrer geistigen Verbindung zu einer mächtigen Dschinn, die ihr Überleben sichert, zugleich aber ihre Selbstbestimmtheit bedroht. Gemeinsam mit Mazens Bruder Hakim versucht sie, den tyrannischen Sultan Omar zu bekämpfen, der nicht nur politisch, sondern auch persönlich eine Bedrohung darstellt. Ein zentrales Ziel dieses Handlungsstrangs ist die Befreiung von Qadir, der gefangen gehalten wird und als Schlüsselfigur für das Gleichgewicht zwischen den Welten gilt.

Im Verlauf des Romans bewegen sich beide Erzählstränge aufeinander zu: Die Ereignisse im Dschinn-Reich und die politischen Entwicklungen in der Oberwelt sind enger miteinander verknüpft, als es zunächst scheint. Alte Bündnisse werden reaktiviert, Verrat und Loyalität verschieben sich, und mehrere Figuren müssen Entscheidungen treffen, die nicht nur ihr eigenes Schicksal, sondern das Gleichgewicht zwischen beiden Welten bestimmen. Während Loulie und Mazen lange Zeit zwischen impulsiven Entscheidungen und von Außen auf sie einwirkender Getrie-

benheit pendeln, gewinnt insbesondere die Figur der Aisha an Kontur. Ihr innerer Konflikt – das symbiotische, zugleich bedrohliche Verhältnis zu einer fremden magischen Präsenz – verleiht dem Roman psychologische Tiefe, die den übrigen Figuren gelegentlich abgeht. Dass zentrale Figuren wie Qadir über weite Strecken abwesend bleiben, schwächt hingegen die Erzählung und lässt die im ersten Band etablierte Dynamik einer »familiären Freundschaft« vermissen.

Gleichzeitig durchziehen kürzere, eingeschobene Geschichten den Text – eine erzählerische Technik, die an »Tausendund-eine Nacht« erinnert. Diese Episoden liefern Hintergrundwissen, vertiefen Mythen und spiegeln thematisch die Haupthandlung, insbesondere die Frage nach der Macht von Geschichten und Identitäten. Hier blitzt jene erzählerische Leichtigkeit auf, die bereits den Vorgänger ausgezeichnet hat.

Demgegenüber steht dann jedoch ein strukturelles Problem, das sich durch weite Teile des Romans zieht, das auffällig ungleichmäßiges Erzähltempo. Über lange Strecken verhartet die Handlung in einer Art Stillstand. Ortswechsel, Begegnungen, selbst Konflikte bringen den Plot kaum voran. Erst im letzten Drittel verdichten sich die Stränge, gewinnen an Dringlichkeit und münden in ein befriedigendes Finale.

Am Ende kulminieren die Handlungsstränge in einer Reihe von Konfrontationen, die jedoch weniger als Abschluss denn als Vorbereitung für den finalen Band fungieren: Das Schicksal des Dschinn-Reiches bleibt prekär, die politischen Machtverhältnisse sind weiterhin instabil, und mehrere zentrale Konflikte werden be-

wusst offengehalten. Der Roman endet somit, wie wir dies von Mittelbänden kennen, ohne endgültige Auflösung.

(Carsten Kuhr)

Tobias Bachmann

KONZERTE

(Originalausgabe)

Edition Dunkelgestirn, November 2025,

Hardcover, 216 Seiten

Keine ISBN – zu beziehen über dunkelgestirn.jimdofree.com

Der Herbst ist da – die Jahreszeit, in der die Tage kürzer, die Nächte länger und kälter werden und wir uns gerne mit einem guten Buch und einem heißen Getränk auf die Couch zurückziehen. Eine Zeit, in der Nebel und Stürme unser Wetter prägen, für eine düstere, unheimliche Stimmung sorgen und wir dem Übernatürlichen aufgeschlossener gegenüberstehen als im Hochsommer.

Eine Zeit, in der Eric Hantsch uns immer wieder herausragende Bücher präsentiert.

Vorliegend erwartet uns ein großformatiger Band, der in blutrotes Leinen eingebunden ist und mit Deckel-sowie Rückenprägung und einem Lesebändchen ausgestattet wurde. Zehn Geschichten harren auf uns, jeweils begleitet von einer zur Erzählung passenden Farbillustration. Der Band ist auf 125 Exemplare limitiert und von Verfasser sowie Illustrator signiert. Dem Buch beigegeben ist zudem eine CD der Dunkelpoet-Musiker, die alle Geschichten vertont haben.

Tobias Bachmann ist uns als versierter Verfasser übernatürlicher und unheimli-



cher Stoffe bekannt. Weniger bekannt ist, dass er auch als Musiker tätig ist. So war es ihm ein Anliegen, beide Schaffensbereiche zu verbinden und uns eine Sammlung unheimlicher Kurzgeschichten vorzulegen, die alle eine direkte Beziehung zum Thema Musik haben.

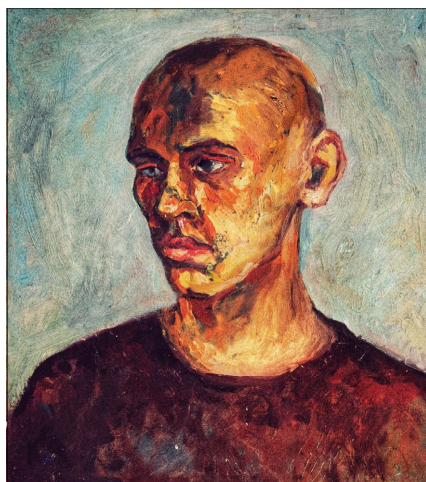
Er entführt uns zu einer Punkveranstaltung, bei der sich am Totensonntag die Tore zum Reich der Verblichenen öffnen; zu Notre-Dame, der Kathedrale von Paris, in der im April 1919 ein Chor ein Werk eines gewissen Erich Zann aufführt – mit drastischen Folgen, versteht sich; zu einem Organisten, der Bachs unvollendete Quadrupelfuge fertigstellt und mittels einer eigens konstruierten Riesenorgel aufführt. Wir begegnen einer Dark-Rock-Band, deren Leadsänger ein altes Schloss in Versailles erwirbt und im Keller nicht nur ein Konzept-

album aufnimmt, sondern auch auf Überbleibsel der dem Namen nach äußerst bekannten Erstbesitzer stößt. Es folgt die Geschichte einer Hammondorgel, die entweiht wurde und einen ungezügelten, ja dämonenhaften Appetit entwickelt; dann begegnet uns ein Saxofonist, der abgestürzt ist und seinem alten Ruhm nachtrauert. Ein KZ-Insasse, der ein Requiem komponiert hat, das selbst gestandene SS-Kommandeure zum Weinen bringt, gibt sein Erbe weiter. Schließlich lernen wir in einem Text-/Comic-Beitrag die mittels einer magischen Flöte beschworenen Wüstenfische kennen, die einen Nomadenstamm vor den Horden der Großen Alten schützen. Einzig ein gewisser Alhazred verweigert die Flucht – schreibt er doch an einem Werk über das Dämonische ...

Zehn ganz unterschiedliche Beiträge erwarten uns. Die Geschichte des jüdischen KZ-Insassen sowie die Novelle um die Hammondorgel – die am Ende einen Hinweis auf möglicherweise weitere Storys um den ermittelnden Kommissar und seinen Exorzistenfreund enthält – haben es mir dabei besonders angetan. Allen Beiträgen gemein ist, dass sie interessant, spannend und überraschend wirken. Immer wieder spielt der Autor mit Reminiszenzen an Lovecraft und Poe, bleibt dabei aber stets in seiner jeweiligen Erzählung verankert.

So ist auch dies wieder ein Buch, das durch seine Ausstattung herausragt, inhaltlich zu überzeugen weiß und uns für einige Stunden in andere, oftmals dunkle Welten und Abgründe entführt.

(Carsten Kuhr)



Willi van Hengel
Hautlichkeit
Roman

☞ Zwischen den Stühlen ☞

Willi van Hengel

HAUTLICHKEIT

Zwischen den Stühlen 20, Zwischen den Stühlen @ p.machinery, Winnert, April 2026, 184 Seiten, Paperback: ISBN 978 3 95765 509 7, E-Book-ISBN 978 3 95765 657 5

**Die Erotik der paradoxen
Vollendung**

Haut – was ist das in dem etwas sperrigen Begriff Hautlichkeit? Es riecht und klingt nach Konzept, und schmeckt es auch so? Reichen die herkömmlichen oder naheliegenden Vorstellungen aus, um unter die Haut von *Hautlichkeit* zu schlüpfen?

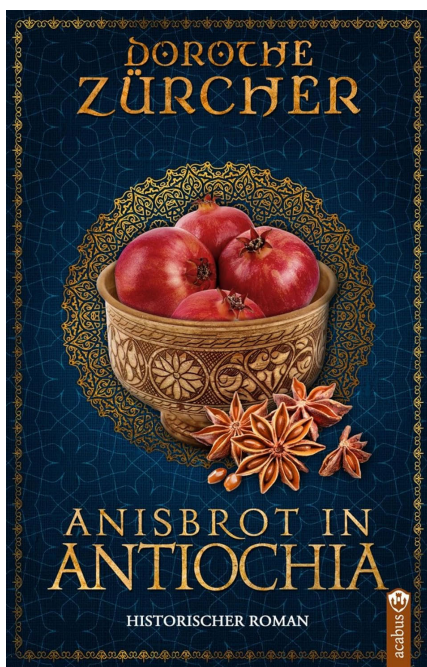
Nicolais Haut wird in diesem Roman geradezu zu einer tragenden Leinwand aufgespannt, auf der das »lebendige Drama« der Hautlichkeit inszeniert wird. In einer Irrenanstalt – oder wie der Protagonist sagt – in der Innenanstalt bekennt sich Nicolai dazu, den Versuch unternommen zu haben, sich aus seiner Haut zu schälen, aus ihr zu schlüpfen, um schließlich »mitten in sich hinein« zu gelangen. Nicolai ist davon überzeugt, dass er in dieser Anstalt gut aufgehoben ist, und willigt ein. Gänsehaut! Wie kann das sein? Ist er von allen guten Geistern verlassen? Was wie eine Tragödie daherkommt, ist tatsächlich Teil einer sich im Roman fortschreibenden Befreiung. Zwischen Eros und Thanatos tanzt, liebt und dichtet sich Nicolai aus dem Kerker einer erdrückenden Vorherbestimmung, aus den Fesseln bleierner Mauern und Schranken, die ihm das bürgerliche Leben angelegt haben. Kaum unterscheidbar erscheinen daher die vielen weiblichen Figuren, die oft Erfüllungsehilfinnen auf dem Weg seiner geistigen Emanzipation sind. Die Anziehungskraft der Haut löst zusehends alle der Vernunft untergeordneten Willenskonzepte auf. Nicolai will alles: Er liebt sich mit Haut und Haar in die Vorstellung einer endgültigen Erfüllung, er wird nicht müde, immer wieder neue Versuche zu unternehmen, seine Sehnsüchte in konkrete Erfahrungen mit der Haut aufzulösen. Ein pendelndes Leben zwischen Thanatos und Eros, das ihn aufreißt bis ins Letzte, aber zeigt, dass eine Vollendung immer wieder neue Sehnsüchte erzeugt, der Trieb ihn nicht nur mitnimmt, sondern ihn fest im Griff hat. Die angestrebte Voll-

endung wird zu einem Paradoxon, das sich für Nicolai wie ein Scheitern anfühlt, wäre da nicht die Poesie. Nur sie verspricht Heilung. Denn sie ist eng verflochten mit der Erotik der paradoxen Vollendung: »Von einem Wort zum anderen, von einem Kuss zum nächsten«. In dieser Gedankenwelt Nicolais gibt es bisweilen keine Unterscheidung mehr. Die Poesie durchtränkt das Leben, verstärkt die Konturen, holt weit aus, lässt Erinnerungen, Musik und Farben bis in die spürbaren Berührungen zusammenfließen und zu einem Meer werden aus »Tinte und Blut«. Wie wahrscheinlich aber ist hier eine endgültige Vollendung? Gibt es einen Ausweg, vielleicht eine Erlösung? Auch dieses Meer muss »ausgeschlürft« werden ... ja, mehr als eine Andeutung einer stetig wachsenden Entgrenzung. Tinte und Blut vermischen sich zu einer entsetzlichen Fata Morgana des Leidens, wenn Thanatos sich an Eros vergeht und das Drama jederzeit beenden könnte.

Was bleibt also? Die Poesie ist letztlich nicht die erhoffte Retterin, um das Paradoxon aufzulösen, aber sie kann das Leiden sagbarer machen, sie kann im Ansatz eine Geburtshelferin des Wortes werden, sie kann die Haut in Momenten durchstoßen, die Schale für Augenblicke lüften und fragmentarische Einblicke geben von dem, was unter der Haut verbleibt. Ein Sinnbild dieser dafür nötigen Selbstverletzung, eine ebenso gelungene Zusammenführung der hier durchtauchten Hemisphären der Erotik und Poesie, von denen sehnsüchtig eine Vollendung bis zum Schluss erhofft wird, ist der spontane Einfall des Suchenden, mit einem gespitzten Bleistift sich

»fast sanft, die dunkle Spitze [eines Bleistifts] in die Fingerkuppe seines Zeigefingers« zu piksen. Der Roman geht im wahrsten Sinne unter die Haut.

(Magnus Tautz)



Dorothe Zürcher

ANISBROT IN ANTIOCHIA

Acabus Verlag, 2024, 266 Seiten, ISBN 978-3-86282-868-5

Im zweiten Teil der Trilogie um die Köchin Alkmene befinden wir uns im Jahr 1190.

König Barbarossa ist ertrunken und deshalb fühlen sich viele Kreuzritter nicht mehr an ihren Schwur gebunden, ihm in den Kreuzzug zu folgen. Das Heer zerfällt. Ritter Diethelm erkrankt so schwer, dass

er meint, es gäbe keine Heilung mehr. Da er für seinen Knappen Pio verantwortlich ist und nicht für ihn sorgen kann, schickt er ihn zu Alkmene und ihrem Mann Pares, dem Eunuchen. Dort weiß er ihn gut aufgehoben.

Alkmene selbst muss nach einer Intrige gegen sie aus Adrianopel fliehen, dennoch schafft Pio es, sie zu finden. Gemeinsam machen sie sich auf den Weg, um Diethelm zu helfen. Auf dem Schiff wird sie zuerst gemieden, weil Frauen angeblich Unglück bringen, aber die nicht vorhandenen Kochkünste des Smutjes, lassen die Vorurteile schnell vergessen. Alkmene kocht sich in die Herzen und Mägen aller Reisenden.

Bei Diethelm angekommen, scheint es für den nur noch wenig Hoffnung zu geben, aber Pares hat eine Idee, auf die sie sich einlassen, obwohl selbst der geschwächte Diethelm nicht davon begeistert ist.

Alkmene ist von den Zuständen im Lager schockiert, denn mit wenig Essen und noch weniger Hygiene ist es kein Wunder, dass Krankheiten um sich greifen. Die Männer gehen das Problem erst nicht an, weil sie sich verflucht glauben, aber Alkmene kann sie dazu bewegen, sich auf ein Mindestmaß an Hygiene zu einigen.

Ränkespiele sorgen dafür, dass das Heer nicht weiter vorrücken kann. Angeblich soll Verstärkung kommen, aber als die auf sich warten lässt, glaubt niemand mehr so recht daran.

Nach seiner Genesung schafft Diethelm es, die Haare seines Bruders in Jerusalem zu begraben, was er ihm auf dem Totenbett versprochen hatte.

Alkmene bringt Diethelms Tochter zur Welt und weiß, dass ihr Wanderleben nun ein Ende haben muss. Denn sie weiß, dass sie nicht an Diethelms Seite leben wird. Zu groß sind die Standesunterschiede. Niemals würde der Ritter eine einfache Köchin heiraten und als Mätresse will sie nicht an seiner Seite sein. (Darüber hinaus sind ihr dies Menschen aus diesem fernen Frankenland nicht sehr geheuer, nachdem sie erlebt hat, was die für Speisen zu sich nehmen.)

Ich will nicht die ganze Geschichte wiedererzählen, die ist im Original weit spannender und unterhaltsamer. Die Autorin schafft es auf jeden Fall ein weiteres Mal, den Leser mitzunehmen, zeigt ihm die Kriegswirren, wie nah Freund und Feind beieinander liegen, wie schnell und unwürdig gestorben wird, aber sie zeigt uns auch, dass es selbst unter den widrigsten Umständen Liebe, Verantwortungsgefühl und Mitleid geben kann. Sie zeichnet ihre Figuren so, dass man sie vor Augen hat, sie macht einem Sitten und Gebräuche verständlich und sie erzeugt Mitgefühl. Sie lässt uns an dem Schicksal ihrer Protagonisten teilhaben.

Was mir wieder auch sehr gut gefallen hat, waren die Rezepte, die wie das i-Tüpfelchen daherkommen, auch wenn ich längst nicht alles kosten würde, denn damals wurden noch alle Teile vom Geschlachteten verwendet. (Wobei ich mir sicher bin, dass viele Teile, die sich im ersten Moment nicht besonders schmackhaft anhören, von Alkmene zubereitet bestimmt eine Delikatesse wären.)

Bei Zürcher fällt es leicht, sich in das altertümliche Leben hineinzudenken. So

leicht, dass man manches Mal denkt, man könnte riechen, wie es dort duftet oder stinkt.

Alkmene und all die anderen wachsen einem so sehr ans Herz, dass man schnell den dritten Teil lesen möchte. Obwohl ich hin und wieder ganz gerne historische Romane lese, sind die aus dieser Reihe etwas Besonderes. Sie weichen ganz erheblich von den gängigen Klischees ab, denn Alkmene bezaubert nicht nur durch ihr Äußeres oder ihren Verstand, sondern durch ihre Kochkünste, ihr großes Herz und ihre Bauernschläue. Sie ist eine Figur, mit der man sich viel schneller identifizieren kann als mit dem edlen Burgfräulein, dem übel mitgespielt wird.

Ich freue mich schon auf den letzten Band, obwohl ich jetzt schon weiß, dass es mir schwerfallen wird, mich von Alkmene zu verabschieden.

(Marianne Labisch)

Frank Lauenroth

BLACK ICE

Corona-Trilogie 1, Eridanus Verlag, Oktober 2025, 316 Seiten, ISBN 978-3 946348 49 8

Mit »Black Ice« legt der Bremer Eridanus Verlag den ursprünglich 2014 im »Begeidia« Verlag veröffentlichten Roman und Auftakt der »Corona«-Trilogie leicht vom Autor überarbeitet, aber vollständig neu lektoriert neu auf. 2014 verbanden die meisten Leser mit »Corona« noch eine besondere Atmosphärensicht der Sonne – mit K geschrieben – oder ein markantes mexikanisches Bier. Heute ist die Reihenfolge bei der Erwähnung »Corona« eine gänzlich andere.



Dabei sollte spätestens mit dem Übergang zwischen »Black Ice« und »White Fire« der Begriff der Trilogie ein wenig lockerer betrachtet werden. Zwar formuliert Frank Lauenroth einen literarischen Höhepunkt irgendwo zwischen »latent böse« und »möglicherweise richtig böse«, aber »White Fire« schließt nahtlos an das Ende von »Black Ice« an, sodass auch von einem einzigen umfangreichen Roman, aufgeteilt auf drei Taschenbücher gesprochen werden könnte. Daher empfiehlt es sich, alle drei Teile der »Corona« Serie in einem Atemzug zu goutieren.

Der – wie eingangs erwähnt – ursprünglich im Begedia Verlag publizierte Roman »Black Ice« stellte die erste Science-Fiction-Veröffentlichung des 1963 in

Aschersleben geborenen Frank Lauenroth dar, der eines der vier Gewinnerbücher »Deutschland schreibt« 2005 verfasst hat. Nach »Simon befiehlt« verfasste Frank Lauenroth eine Handvoll weiterer Thriller. Im Bereich der Science-Fiction hat der inzwischen in Hamburg lebende Autor und Softwareentwickler noch eine Reihe von Science-Fiction-Kurzgeschichten geschrieben, die in der Sammlung »Delter« (p.machinery) zusammengefasst worden sind, sowie die von verschiedenen Autoren gemeinschaftlich verfasste Serie »BiomAlpha«.

Frank Lauenroth hat mit seiner humorvollen Space Opera bewiesen, dass er auf der einen Seite zahllose vor allem auch Science-Fiction latent und nicht konkret bekannte Elemente mit einer rasanten Handlung inklusive einiger allerdings immer noch ein wenig pragmatisch konstruiert wirkender Wendungen verfassen kann, die auf der anderen Seite am Ende dieses ersten Bandes der Trilogie in einer Art Schockmoment enden. »Black Ice« ist eher das Sprungbrett für die weiteren beiden Bände als ein vollständig in sich geschlossener und in dieser Hinsicht auch wirklich zufriedenstellender Roman. Im Gegensatz zu vielen anderen Autoren ist Frank Lauenroth aber ein Schriftsteller, der zumindest in »Black Ice« die relevanten roten Fäden in den Händen hält und teilweise abschließt. Keine Selbstverständlichkeit in der heutigen Zeit.

Frankie ist der Kapitän und Eigner eines Raumfrachters: »Corona«. Er hat sie ausgesprochen billig gekauft, was auf einem Missverständnis basiert. Hergeben will er sie aber nicht, ohne die wirklichen

Hintergründe zu kennen. Über diese Hintergründe wird der Leser auf den letzten Seiten des vorliegenden Bandes informiert und angesichts der Wichtigkeit dieser Erkenntnisse stellt sich die Frage, warum die dunklen Mächte nicht doch intensiver versucht haben, den Fehlverkauf zu stornieren und dann wieder die Zügel in der Hand zu halten. Der angedachte Plan B oder Plan C – in einer lustigen Sequenz werden die einzelnen Szenarien durchgesprochen und vom ersten, relativ früh gescheiterten Plan A bis zum oberflächlich vorgestellten Plan C vergehen zwar Jahre, für den Leser nur Momente – birgt noch mehr Risiken als eine direkte Aktion inklusive des Risikos einer entsprechenden Reaktion. Aber mit dieser finalen Wendung hat Frank Lauenroth auch unterstrichen, dass erstens nichts Zufall ist und manche pragmatisch wirkende und konstruiert erscheinende Wendung nur Teil eines großen Ganzen ist, das weder die Leser noch die Handvoll von Helden wider Willen – Frank Lauenroths »Fünf Samurai« – wirklich überschauen können.

Diese Vorgehensweise hat einen Vorteil und mindestens einen Nachteil. Der Vorteil ist, dass alles geht. Vergleichbar ist das vielleicht mit dem Müllschacht in »Star Wars«, dessen konstruierte Schwäche im Verteidigungssystem des Todessterns ja auch erst in »Rogue I« überzeugend erläutert worden ist. So weit spannt Frank Lauenroth den Bogen nicht, auch ist am Ende von »Black Ice« kein Finale in Sicht, aber der Leser ahnt die Komplexität der Handlung, die sich aus einer rasant vorgetragenen Abfolge von einzelnen Szenen entwickelt.

Auch wenn Frankie schon seit einiger Zeit eher verarmt im All unterwegs ist und verschiedene auch gefährliche Frachtaufträge fast in der »Han Solo« Tradition annimmt, fehlt ihm im Grunde noch eine Crew. Und diese einzigartige Besatzung verschafft Frank Lauenroth seinem Frankie in der bekannten extrem fokussierten Art und Weise.

So landet aus dem Nichts Holly in seinem Frachtraum und bittet ihn, zu einem besonderen verbotenen Planeten gebracht zu werden. Auf dem Planeten leben die Toys. Keine Klone – deren Wachstum dauert zu lange –, sondern rechtlose Kunstmenschen, deren Nutzung von Arbeits- und Vergnügungssklaven bis zu potenziellen Kriegern reicht. Die Klonarmee lässt irgendwie grüßen. Holly will auf dem Planeten eine Mission beenden. Nicht gänzlich geklärt ist, warum er ohne seine Add-on-Ausrüstung – sie ermöglicht ihm unter anderem das Sprechen – durch Wände gehen und teleportieren kann. Eine der zahlreichen übernatürlichen Fähigkeiten, die in extrem gefährlichen Situationen praktisch sind. In den Momenten, in denen der Plan B oder C nicht mehr funktioniert und Frankie sich wie Baron Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen muss. Dass sein metaphorisches Pferd der Raumfrachter »Corona« ist, muss nicht extra erläutert werden.

Holly wird Frankies neuer Chewbacca, wobei der eher introvertierte Frankie natürlich kein Han Solo ist. Aber das reicht nicht. Im Laufe der folgenden Kapitel werden ein Holzmännchen – Wood ist in diesem Fall nicht nur ein Name, sondern sei-

ne innere Struktur –, eine Telepathin/Empathin – mehr als Händchenhalten ist noch nicht – und schließlich ein Toy-Doppelgänger namens Frankie II an Bord geholt.

Frank Lauenroth zeichnet seine exzentrischen Figuren mit sehr viel Herzblut. Pointierte Dialoge, manchmal auch nur einfaches An-der-Stirn-Kratzen und ein deutlich stärker entstehendes Familienidyll zeichnen dieses Teambuilding an Bord der »Corona« aus. Aber Familie bedeutet nicht nur Zusammengehörigkeit und trautes Glück, es gibt meistens auch einen sauren Apfel, der nicht weit vom Stamm fällt. Diese Wendung betrifft dann wieder die Variationen im Plan B und C. Aber sie haben noch einen weiterreichenden Hintergrund. Ein großes Problem ist positiv wie negativ das hohe Tempo der Geschichte. Positiv wirkt sich dieses kontinuierliche Gasgeben in den Szenen aus, die nicht unbedingt sorgfältig strukturiert erscheinen und in denen die Rettung in letzter Minute durch eine überraschende Wendung oder eine besondere Fähigkeit der Helden-wider-Willen jegliche Planung ad absurdum führen. Daher wirkt die nachgeschobene Erklärung wie die stärkste Konstruktion in dieser Space Opera und unglaublicher als mancher Huserenritt, den die fünf inzwischen zu einer Crew zusammengewachsenen »Corona«-Besatzungsmitglieder durchleben oder teilweise auch durchleiden müssen. Aber Frank Lauenroth braucht einen Teil dieses von einer der Nebenfiguren erläuterten besprochenen Plans, um die nächste Stufe in »White Fire« vorzubereiten. Auch die Definition von »White Fire« und »Black

Ice« wirkt ein wenig weit dahergeholt, aber spielt in dieser an Action reichhaltigen, aber Logik nicht immer zufriedenstellend entwickelten Serie eine eher untergeordnete Rolle.

Gleich zu Beginn des Plots stiehlt Frankie eher aus Versehen eine wichtige Ladung: die Droge Black Ice. Natürlich ist der eigentliche Besitzer der Droge – der Oberschurke Duisternach – über die Situation nicht glücklich. Todunglücklich ist er auch nicht. Er will seinen Stoff anscheinend umgehend wiederhaben und Frankie in die Strafkolonie schicken. Frankie will das Zeug auf neutralem Grund abladen und nicht von Duisternach durch die Mangel gedreht werden. So kommt es immer wieder zu Verfolgungsjagden, wobei Duisternach sich auf den ersten Blick eher als ein Schurke auf dem Niveau der Buck Rogers« Fernsehserie verhält. Aber zwischen gewonnen und zerronnen stehen noch die inzwischen mehrfach erwähnten Pläne B und C. Als dann auch noch Kopfgeldjäger auf Frankie und seine Besatzung angesetzt werden, könnten sich Plan B und/oder C als Muster ohne Wert erweisen. Duisternach ist eine der Schwächen des Buches. Als Charakter zu sehr überzeichnet wirkt er an Bord seiner Fregatte eher überdreht, durchgeknallt und nur auf dem hier vorliegenden Papier wirklich gefährlich. Das ist angesichts von Plan B oder C – nichts ist wirklich ein Zufall, nur Frankie als radikales Element hat einen perfekten Plan A verhindert – eher schade, denn insbesondere auf der Antagonistenebene verschenkt »Black Ice« sehr viel Potenzial. Damit soll nicht ausgedrückt werden, dass Frank Lauenroths

zahlreiche Schurken nicht gefährlich sind, manchmal sind sie das tatsächlich. Und manchmal erreicht ihre Intelligenz das Niveau eines durchschnittlichen »Storm Troopers«. Aber ohne diese notwendigen Statisten bzw. Opfer würden die zahlreichen Actionszenen nicht wirklich funktionieren. Hier spielt Frank Lauenroth mit dem großen Orchester beginnend mit der »Invasion« Hollys auf der »Corona«, dem Einsatz auf dem Toyplaneten – diese Welt wird später in ebenfalls klassischer »Star Wars« Manier geopfert – oder der Rückeroberung der »Corona« aus der Hand der Soldaten in einem entsprechenden Hangar. Das Finale findet natürlich in den Tiefen des Alls statt und natürlich »opfert« sich ein Crewmitglied für die Kameraden. Diese falschen Töne spielt Frank Lauenroth einen Moment zu lange. Anstatt dann konsequent den dunklen Hintergrund bis zum mittleren Teil der Trilogie durchzuhalten, will er seine Leser vorerst mit einem Fünkchen Hoffnung verlassen. Die Erklärung zur vorhandenen Erklärung wird entsprechend nachgeliefert.

Nicht nur während des lang gestreckten, ohne Frage auch teilweise spannenden, aber stellenweise auch extrem konstruierten Finals greift Frank Lauenroth auf eingeschobene Erklärungen zurück. Nicht immer sind diese wirklich notwendig, manchmal unterbricht der Autor auch gut geschriebene laufende Actionszenen. Diese Vorgehensweise ist auf der einen Seite stilistisch unglücklich und funktioniert in einem Thriller besser als in einer Space Opera, auf der anderen Seite entwickelt Frank Lauenroth seine futuristische Welt im Grunde erst während der laufen-

den Handlung. Zusammen mit Frankie wird der Leser in eine Achterbahn gesetzt und muss schauen, dass ihn die Flugkraft bzw. im All die Schwerelosigkeit nicht gänzlich in die einsame Unendlichkeit des Alls trägt. Auch ein Trauma eines der Protagonisten.

Zusammengefasst und isoliert betrachtet ist »Black Ice« eine klassische Space Opera, die in einem modernen Gewand ihre Wurzeln beginnend im Golden Age der Science-Fiction bis zur großen Inspiration – die Science-Fiction-Filme/Fernsehserien der Siebziger- und Achtzigerjahre – mit sehr viel Stolz trägt. Kurzweilige, manchmal ein wenig zu ambitionierte, dann wieder hinsichtlich der Gesamtkonstruktion ein wenig zu oberflächliche Science-Fiction, erzählt mit einem Augenzwinkern. Das Finale deutet an, dass sich hinter »Black Ice« / »White Fire« sehr viel mehr als ein klassischer Drogenkonflikt verbürgt. Im Grunde geht es um die fragile Balance zwischen den inneren Welten und dem wilden Rand, der seinen Machteinfluss mit Feuerpower, Hinterhältigkeit und sehr viel Mut zur Improvisation erweitern möchte. Nachdem der perfekte Plan A – nicht sonderlich originell, aber in theoretischer Hinsicht sogar im Kleinen praktikabel – durch einen Fehlverkauf zunichtegemacht worden ist, ist Frankies Werkzeug; Held wider Willen und schließlich auch Sündenbock in einem. Wenn er nicht außerhalb der schützenden Hülle seiner »Corona« »verloren geht«.

Kurz ... es geht um alles und zwischen dem Reich des Bösen und dem unbewussten Sieg der Guten steht ein Raumfrachter mit seiner bizarren Crew. Die Wahrschein-

lichkeit eines Erfolgs ist unglaublich klein und damit schon eingeloggt. Wer diese Art von Szenarien inklusive entsprechender »Action« liebt, wird durch »Black Ice« sehr gut unterhalten. Für ein abschließendes Urteil reicht der Auftaktband einer Trilogie natürlich nicht aus, aber es sind ausreichend Ansätze vorhanden, um mit Frankie und seinen Genossen weiter zum »White Fire« zu ziehen. Dafür sorgt das offene, wie manches in diesem Buch konstruierte Ende von »Black Ice«, aber nicht der ganzen Geschichte.

(Thomas Harbach)

Frank Lauenroth

WHITE FIRE

Corona-Trilogie 2, Eridanus Verlag, April 2026, 392 Seiten, ISBN 978-3 946348 51 1

Offiziell als »Band 2 der Corona-Saga« angekündigt, ist »White Fire« auch durch den nahtlosen Übergang vom ersten Taschenbuch im Grunde nur ein weiteres Kapitel in einem umfangreichen Roman. Das »nur« bezieht sich nicht auf die Qualität der Geschichte, sondern die chronologische Einordnung.

Am Ende des ersten Buches »Black Ice« bot Frank Lauenroth den Lesern eine Art gordischen Knoten an. Je nach Perspektive ein dunkles Ende oder ein halb böses Ende mit einem freiwilligen Opferlamm. Mit dem letzten Absatz hob der Autor ein wenig den Mantel des Geheimnisses und offenbarte den aufmerksamen Lesern die von ihm angedachte und in »White Fire« ausführlich erläuterte Lösung. Sie ist pragmatisch, sicherlich auch ein wenig cineastisch, aber wie einige



Wendungen im ganzen ersten Band der »Corona« Sage auch ein wenig konstruiert. In »White Fire« geht Frank Lauenroth deutlich eleganter vor.

Ohne das Ende von »Black Ice« explizit darzustellen, befindet sich die Besatzung der »Corona« mit ihrem Kapitän Frankie immer noch in einer schwierigen Lage. Die Warnung an die Kernsysteme hat zumindest aus der Perspektive der »Corona« Besatzung nur einen bedingten Erfolg. Offiziell sehen die Kernsysteme auch Frankie als Teil der Verschwörung der Handelsgesellschaft an, diese zu überfallen. Inoffiziell schicken die Kernsysteme einen eher putzigen Multifunktionsroboter los, um Frankie vielleicht nicht offen zu beschützen, aber weitere Informationen zu

erhalten. In diesem Punkt setzt Frank Lauenroth die Tradition des ersten Bandes fort, dass neue »Besatzungsmitglieder« sich gleich sehr hilfreich einführen und Frankie & Co. aus einer schwierigen, aber nicht gänzlich unmöglichen Situation retten.

Frankie will die besonderen Stoffe aus seiner »Corona« ausbauen und entsorgen, welche die Streamportale der Kernwelten bedrohen. Dazu braucht er aber einen ruhigen und versteckten Landeplatz. Ein roter Faden der vorliegenden Geschichte ist die Suche nach einem solchen Platz, wobei neben einer alten Raumstation voller sie verteidigender Kleinroboter auch ein Hangar auf einer sehr stark frequentierten Welt sowie ein Unterwasserplanet aufgesucht wird. Lange Zeit mit den üblichen Gefahren von entweder den angesprochenen Verteidigern oder den verrückten Verfolgern. Dieser Handlungsfaden wird in der zweiten Hälfte des Buches erstaunlich schnell aufgelöst, wobei Frank Lauenroth mit einer Art »Zeitmaschine« die Space-Opera-Handlung unterminiert. Ratten in die Zukunft schleudern oder mit leichten Korrekturen an der Maschine auch in die Vergangenheit, was allerdings unübersehbare Probleme auslöst, ist genauso absurd, überdreht und irritierend wie die Idee, diesen wirklich seltenen Stoff ebenfalls in die Zukunft zu schicken. Natürlich ist es nicht leicht, etwas ganz Wertvolles endgültig und narrensicher zu entsorgen, aber angesichts der wirklich langen Vorbereitung wirkt diese Vorgehensweise zu wenig effektiv.

Aber mit dieser Sequenz bereitet Frank Lauenroth auch den längeren Showdown

effektiv vor. Bis dahin wechseln sich die einzelnen Szenen zwar rasant ab, wirken aber stellenweise auch überambitioniert. Zu viele Ideen werden auf zu wenig Raum präsentiert, was es nicht immer wirklich einfach macht, ihnen zu folgen. Das hohe Tempo hat schon den ersten Band der Geschichte positiv durch die »Indiana Jones«/»Anything Goes«-Mentalität ausgezeichnet und negativ, dass Frank Lauenroth ein wenig in »Star Wars«-Manier Deus-ex-machina-Lösungen nicht selten in Form der besonderen Fähigkeiten seiner jeweiligen Crewmitglieder präsentieren musste.

Ein für das Subgenre der grellbunten Space Opera bekanntes Muster ist die Verfolgung durch den Schurken. Wenn ein Autor in metaphorischen Schwierigkeiten ist, doppelt man einfach die Gefahr. In Form von zwei narzisstischen, vollkommen durchgeknallten und eher auf Comic-Niveau agierenden Schurken. Sie führen nicht nur kurzweilig zu lesende Gespräche und treffen eher pragmatisch, aber in längerer Hinsicht auch dumme Entscheidungen, Frank Lauenroth überdreht ihre Charakterisierung derart, dass der Leser sie erstens nicht wirklich ernst nehmen kann und zweitens die von ihnen ausgehende Gefahr eher als spannungstechnische Ablenkung ansieht. Auch hier wäre hinsichtlich der Glaubwürdigkeit der Geschichte weniger deutlich mehr. Viele der kleinen Szenen hat der Leser schon in zu vielen Filmen bzw. Fernsehserien gesehen, als das Frank Lauenroth wirklich überraschen, schockieren und vor allem einschüchtern kann. Warum nicht ein wenig subtiler vorgehen und einen wirklich in-

telligenten Antagonisten entwickeln, der gefährlich ist und subtil vorgeht? Spannungstechnisch schreibt sich Frank Lauenroth mit solchen Übertreibungen eher in eine literarische Ecke, aus der ihm Kniffe wie am Ende von »Black Ice« nur bedingt helfen.

Im Laufe der beiden vorliegenden Romane hat Frank Lauenroth eine Reihe von sehr exotischen Völkern in seinem Universum entwickelt. Auf einzelne Rassen wie die Grabbler greift der Autor zurück und entwickelt sie weiter. Auch die Wasserwesen gehören zu den interessanten Schöpfungen der bisherigen »Corona« Bände, sodass die Übertreibung hinsichtlich der doppelten Antagonisten noch schmerzlicher ist. Die beiden Zwillinge verfügen über eine schwarze Aura, welche es den zur Gruppe gehörenden Empathin möglich macht, ihnen quasi zu folgen. Frankie bekommt jetzt eine weiße (aber nicht gänzlich reine) Aura, die ihn zu einem leichteren Ziel macht. Auch dieser latente Verweis auf die in den »Star Wars« Filmen genutzte Macht wirkt weit über das Ziel hinausschießend. Um fair zu sein, die Zwillinge verhalten sich derartig auffällig, dass sie keine Aura brauchen. Bei Frankie jetzt ohne weitere Erklärungen und anscheinend nicht nur hinsichtlich seiner »Auffälligkeit« für Dritte eine weiße Aura hinzuzufügen, ist ein weiteres Element, das eher mechanisch erscheint und es den einzelnen Kontrahenten ermöglicht, entweder aufzutauchen oder durch »Überdeckung« in Frankies Fall unterzutauchen. Damit wird die Jagd am Laufen gehalten, wobei insbesondere die Randbereiche anscheinend auch nicht zu viele wirklich effektive

Verstecke bieten. Aber diese Ergänzung wirkt zu wenig glaubwürdig und unterminiert Frankies Status als armer, aber ehrbarer Handelsraumer-Schiffer mit einer immer chronisch klammen Kasse oder dem Han Solo der Corona-Sage mit einem deutlich empfindlicheren, in der Vergangenheit mehrmals angekratzten Gemüt und ohne die flotten Sprüche Harrison Fords.

Im Laufe der Handlung erweitert und als Übergang vom ersten Band reduziert Frank Lauenroth die Corona-Crew. Dabei büßt die Mannschaft einen interessanten zentralen Charakter ein. Todesfälle kommen nicht nur bei Nebenfiguren, sondern gut entwickelten Hauptfiguren vor. Auf der einen Seite unterstreicht die Vorgehensweise die Glaubwürdigkeit der ganzen Geschichte, auf der anderen Seite ergeben sich auch neue Opportunitäten. Hinsichtlich ihrer potenziellen »Allein-gegen-alle«-Strategie sind die Neuzugänge nicht nur notwendig – immerhin erfährt Frankie durch den kleinen Roboter Informationen, die ihm auf anderem Wege nicht zugänglich gewesen sind, sondern in Bezug auf die Verteidigungsfluchtbewegung auch differenzierter einsetzbar. Bis weit in die zweite Hälfte von »White Fire« ist Frankie im Grunde mit seiner Mannschaft auf einer kontinuierlichen Flucht und kann ausschließlich reagieren. Eigene Aktionen sind immer Antworten auf entsprechende Angriffe oder Bedrohungen. Daher ist die Stärkung der Defensiv-Qualitäten des eigenen Teams nicht nur richtig, Frankie fliegen die neuen Vertrauten und Helfer quasi durch die hinteren Schotts der »Corona« förmlich zu.

Woods Figur durchläuft Höhen und Tiefen. Seine Motivation und damit auch sein Dilemma – es ist nicht die letzte Situation, in welcher Frank Lauenroths Protagonisten zwischen Baum und Borke stehen – ist klar definiert. Wobei ein wenig mehr Vertrauen in Frankie geholfen hätte. Das symbolisiert der grundehrliche Frankie immer wieder.

Holly als Toy und Mann-der-durch-die-Wände-gehen-kann wird hinsichtlich seiner Fähigkeiten gegen Ende ein wenig eingeschränkt, was der Geschichte spannungstechnisch gut tut.

Dass die einzige Frau an Bord Gostoe sich in Frankie verliebt und dieser ebenfalls in die sehr attraktive wie schlagfertige Empathin ist angesichts der sich entwickelnden Beziehung zwischen den beiden in ihrem tiefsten Inneren einsamen Menschen eher konsequent als wirklich überraschend.

Hinsichtlich der Interaktion und dem Teambuilding stabilisiert Frank Lauenroth in »White Fire« eher die Mannschaft als dass er deren Entwicklung vorantreibt.

Mit R 14 ist das einzige wirklich neue Teammitglied an Bord gekommen, wobei Frank Lauenroth während des Finals wieder auf eine Rettung/Löschung aus einer bislang eher unterentwickelten Ecke zurückgreift. Damit macht es sich der Autor ein wenig zu einfach.

Das Ende von »White Fire« und der sehr offene Übergang zum finalen Band »Aurora« offenbart die Stärken und kleinen Schwächen dieser Science-Fiction-Serie. Zu den Stärken gehört das weiterhin hohe Tempo an wechselnden, aber in Interaktion stehenden Schauplätzen der Ge-

schichte. Gefährliche Situationen und pointierte Dialoge wechseln sich ab. Mit dem »Retter« hat Frank Lauenroth die Handlungsebenen sogar im direkten Vergleich zu »Black Ice« nicht mehr zwei-, sondern dreigeteilt. Das wirkt dynamisch, interessant und könnte auf der großen Leinwand hinreißend erscheinen.

Zu den Schwächen gehört Frank Lauenroths Hang, das Szenario überambitioniert zu entwickeln und anschließend unwahrscheinliche, aber dann realistisch beschriebene Rettungsideen zu präsentieren. Ein Schutzschirm eines Raumkreuzers schützt vor einer der gewaltigsten Explosionen im bisher bekannten Universum – Originalton der Schurken – einen ganzen Planeten aus einer relativen Nähe von 87.000 Kilometern? Das funktioniert eher auf dem Papier als in der Realität. Nachdem schon vorher durch eine ambivalent in der Handlung erscheinende und dann wieder verschwindende Wunderwaffe ganze Planeten ausgelöscht worden sind – »Flash Gordon« und »Star Wars« lassen grüßen –, wollte Frank Lauenroth in der Kombination von »Black Ice« und »White Fire« eher eine Wunderkerze als ein finales Feuerwerk zünden.

Das eigentliche Übergangsfinale wirkt ein wenig wie eine Kopie von »Black Ice«. Wieder hat Frankie eine zündende Idee, die aber weit in die Vergangenheit der bisher veröffentlichten Romane der Corona-Saga zurückgreift, aus der sich keine klassische »Deus ex machina«-Auflösung entwickelt, aber das bedrohliche Szenario in Bezug auf die wieder in Lebensgefahr befindliche Corona-Crew positiv aufgelöst werden kann. Zu Beginn von »Aurora«:

Zusätzlich hat Frankie plötzlich in Form des Raum-Zeit-Staubsaugers ein perfektes Mittel in der Hand, um erstens die Hintermänner der ihn bislang jagenden exzentrischen Verbrecher direkt zu bedrohen, zweitens die Corona endgültig zu reinigen und drittens die Wunden der eigenen Vergangenheit zu heilen. Aber schon David Gerrold oder R. A. Lafferty haben mehrfach gewarnt, dass Zeitmaschinen oder besser Zeitsauger anders gehen als oft gedacht. Es bleibt abzuwarten, wie sich Frank Lauenroth aus diesem Cliffhanger heraus arbeitet. Hoffentlich ein wenig origineller als beim klischeehaften Übergang zwischen »Black Ice« und »White Fire«. Daher muss ein abschließendes Urteil verschoben werden.

»White Fire« ist – wie mehrfach erwähnt – eine direkte Fortführung von »Black Ice« in Form einer sich direkt anschließenden Geschichte. Das wird auch zwischen »White Fire« und »Aurora« angesichts der vorliegenden Fakten der Fall sein.

Die Geschichte ist weiterhin durch ihr hohes Tempo geprägt. Der Humor kommt nicht zu kurz, auch wenn der Leser an einigen Stellen nicht wirklich erkennen kann, ob es sich um eine Hommage auf das Golden Age der Science-Fiction, eine Persiflage in Form einer abgeschwächten Douglas-Adams-Form der Erzählung oder eine reine Aufheiterung des dunklen, paranoiden Verschwörungsszenarios angesichts des drohenden Kriegs handelt.

Die Actionszenen sind gut bis teilweise ein wenig übertrieben geschrieben worden. Da Frank Lauenroth aber das Teambuilding nicht mehr in einzelnen Szenen beschreiben musste, führt er mit »White

Fire« seine High-Octane-Geschichte einfach fort. Einige kleine Konstruktionen muss der Leser ertragen, sonst wäre das Schicksal von Frankie und seinen Spießgesellen besiegelt. Aber mit schriftstellerischer Eleganz und dem Mut, die Augen in Hinblick auf reine Logik stellenweise zusammenzukneifen, rast Frank Lauenroth durch diese Schwächen und präsentiert einen Actionknaller nach dem anderen vor einem exotischen, grell bunten und sowohl an das Golden Age wie auch an die Fernsehserien wie »Buck Rogers« erinnernden Hintergrund.

Es lohnt sich weiterhin, auf »Aurora« zu warten und alle drei Bände in einem Ruck zu lesen. Dann funktioniert Frank Lauenroths »Corona«-Saga wahrscheinlich am besten.

(Thomas Harbach)

Matt Dinniman

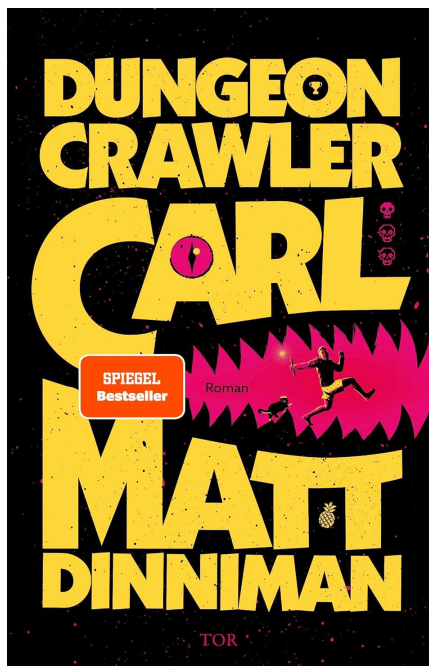
DUNGEON CRAWLER CARL – ENTERTAINMENT IST PFLICHT, ÜBERLEBEN NICHT

(Dungeon Crawler Carl, 2024)

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Ruggero Léo

Piper Verlag, März 2025, 510 Seiten, ISBN 978-3-59671248-9

Carl hatte eigentlich alles. Freundin, Mietshaus in Seattle, eine prämierte Zuchtkatze – das kleine, zufriedene Leben auf der Sonnenseite des American Dreams. Dann betrügt ihn seine Freundin, die Katze springt um zwei Uhr morgens aus dem Fenster, und Carl rennt ihr in Boxershorts, rosa Crocs seiner Ex und Lederjacke hinterher, hinaus in einen selbst für



die Nordwestküste grotesken Wintereinbruch.

Wenn Sie dieses Bild jetzt vor Augen haben, genießen Sie es kurz – und vergessen Sie es dann sofort. Denn das war erst der harmlose Prolog.

Im nächsten Moment machen außerirdische Invasoren sämtliche Gebäude der Erde platt. Wer sich in Häusern, Garagen oder Autos befunden hat, ist fort, alle, die in der freien Natur waren, bekommen eine letzte Chance – den Abstieg in ein Dungeon. Dort dürfen – oder besser müssen – die Überlebenden an einer intergalaktisch übertragenen Realityshow teilnehmen, deren Titel lauten könnte »Keiner wird überleben«.

Was folgt, ist eine gnadenlose Mischung aus Gameshow, Survival-Horror und

LitRPG. Tödliche Fallen, Goblins, säurespuckende Lamas, rivalisierende Kandidaten warten auf unsere Überlebenden. Alle paar Stunden kollabiert eine Dungeon-Ebene. Wer nicht genug Erfahrungspunkte sammelt oder den Abgang nach unten verpasst, wird eliminiert – buchstäblich.

Und dann wäre da noch Carls Katze. Die wurde von den Aliens »optimiert«, nennt sich nun »Prinzessin Donut«, spricht, denkt (was sie laut eigener Aussage ohnehin schon immer konnte) und kommandiert Carl mit aristokratischer Selbstverständlichkeit durch das Verlies.

Gemeinsam müssen die beiden auffallen, Zuschauer begeistern, Follower sammeln – und irgendwie überleben.

LitRPG-Romane sind im deutschsprachigen Raum bislang ein Nischengenre. Einzelne Ausflüge großer Verlage – etwa Dmitry Rus' »Play to Live« bei Heyne oder Richard Schwartz' »Eisraben-Chroniken« bei Piper – blieben eher Randerscheinungen. Mit dem Auftakt dieser bislang achteiligen Reihe wagt Fischer TOR nun einen neuen Anlauf.

Der entscheidende Unterschied – statt Fantasy-Mittelalter gibt es hier eine von technologisch überlegenen Aliens konstruierte Unterhaltungsarena. Inhaltlich erinnert das weniger an klassische Rollenspiele als an Reality-TV-Formate vom Schlage »Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!« (Dschungelcamp) – nur mit deutlich höherer Mortalitätsrate.

Das liest sich überraschend flott. Carls lakonischer, selbstironischer Erzählton trägt den Roman mühelos über Längen, das Tempo bleibt hoch, die Gags sitzen. Vertraute Genrebausteine werden nicht

neu erfunden, aber clever variiert und mit genügend Witz präsentiert, um durchgehend zu unterhalten.

Tiefe oder literarische Ambitionen sollte man nicht erwarten. Wer jedoch kurzweilige, pointiert erzählte Unterhaltung sucht und Freude an der absurd-humorvollen Demontage von Gameshows, Social-Media-Logik und Heldenmythen hat, ist hier genau richtig.

(Carsten Kuhr)

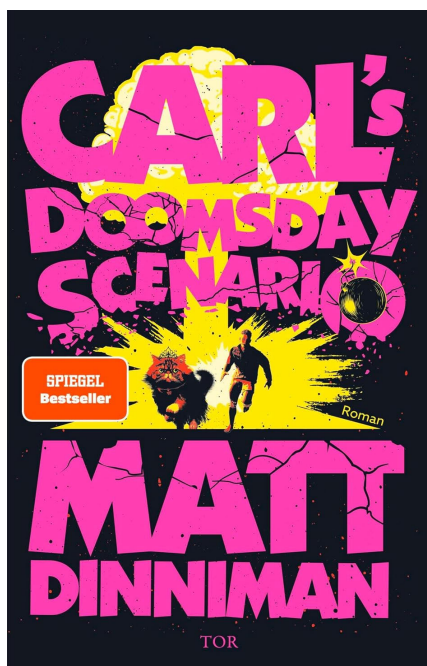
Matt Dinniman

DUNGEON CRAWLER CARL 2 – DOOMSDAY SCENARIO

(Carls Domsday Scenario – 2024)

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Ruggero Léo

Piper Verlag, Juli 2026, Paperback, 445 Seiten, ISBN 978-3-59671249-6



Carl, seine von den Aliens »optimierte« Zuchtkatze Prinzessin Donut und ihr Haustier, ein Wesen, das zunächst an ein Huhn erinnert, sich jedoch zunehmend in einen ausgesprochen gefräßigen Dinosaurier verwandelt, haben die ersten Prüfungen überstanden. Doch leichter wird es nicht – zumal ihre wachsende Anhängerschaft ihnen nicht nur Ruhm und Unterstützung bringt, sondern auch Neider und Gegner auf den Plan ruft ...

Mit »Dungeon Crawler Carl« legt Fischer TOR nun den zweiten Band einer bislang achtteiligen Reihe vor. Und allem Anschein nach trifft die Serie auch hierzulande einen Nerv.

Das dürfte nicht zuletzt am ungewöhnlichen Setting liegen. Statt Fantasy-Mittelalter erwartet die Leser eine von techno-

logisch überlegenen Aliens errichtete Unterhaltungsarena. Die erzählerische Grundidee erinnert weniger an klassische Rollenspiele als an Reality-TV-Formate wie das Dschungelcamp – nur mit deutlich höherer Mortalitätsrate.

Das liest sich erstaunlich flott. Allerdings schließt Matt Dinniman nahtlos an den ersten Band an und entwickelt weder Schauplatz noch Figuren wesentlich weiter. Fairerweise muss man anmerken, dass die Handlung dieses Romans nicht einmal eine Handvoll Tage umfasst und die Protagonisten in dieser Zeit praktisch ununterbrochen auf der Flucht sind. Zwar erhält das eingespielte Trio Verstärkung, doch auch diese neue Figur bleibt zunächst eher skizzenhaft.

Unverändert geblieben sind dagegen die großen Stärken der Reihe. Das hohe Erzähltempo, die wirkungsvoll inszenierte Action und der spürbare Spaß, den der Autor an seinem absurden Szenario hat. Tiefgründige Fantasy sollte man hier nicht erwarten.

»Dungeon Crawler Carl« ist Bubblegum-Fantasy im besten Sinne – leicht, grell, überdreht und ganz auf Unterhaltung ausgerichtet. Genau das gelingt dem Roman ausgesprochen gut. (Carsten Kuhr)

Alastair Reynolds

DAS SCHIFF DER FLÜSTERNDEN TRÄUME

(Eversion, 2022)

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Thomas Salter

Heyne Verlag, August 2025, Paperback, 366 Seiten, ISBN 978-3-453-32380-3

Dr. Silas Coade begegnet uns zum ersten Mal auf der »Demeter«, einem Segelschiff des 19. Jahrhunderts. Als Schiffsarzt angeheuert, begleitet er eine Expedition, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, ein mysteriöses »Bauwerk« in einem engen Fjord Skandinaviens zu suchen und zu erkunden. Zwar werden sie fündig, stoßen dort jedoch auf ein havariertes Schiff, das die Fundstelle vor ihnen erreicht hat, und werden schließlich von den eisigen Springfluten eingeholt.

Das nächste Mal begegnen wir unserem wackeren Doktor samt seiner Gefährten an Bord des Zeppelins »Demeter«, der sich Jahrzehnte später im ewigen Eis Patagoniens dem verdreht wirkenden »Bauwerk« nähert – auch hier kommt es zur Katastrophe.



Wieder einige Zeit später nähert sich das Raumschiff »Demeter« einem Asteroiden – mitsamt dem dort befindlichen, umgestülpt wirkenden gigantischen Bau und den Überresten einer gescheiterten Vorgängermission. Auch dieser Expedition ist kein Erfolg beschieden.

Schließlich betreten unsere Forscher, unter ihnen auch Dr. Silas, auf einem Jupitermond das Bauwerk – und Silas muss sich einer unangenehmen, existenziellen Wahrheit stellen. Warum erlebt er ein ums andere Mal Expeditionen der »Demeter« zum Bauwerk, die allesamt tragisch und mit seinem Tod enden? Und was nur ist dieses »Bauwerk«, in dem sie auf die Überreste ihrer Vorgänger stoßen ...?

Alastair Reynolds ist uns als versierter Verfasser packender Space Operas ein

Begriff. Im vorliegenden Stand-alone-Roman entführt er uns jedoch zunächst nicht, wie gewohnt und erwartet, in die Weiten des Alls, sondern auf eine Expedition ins Ungewisse. Immer wieder erleben wir im Kern dieselbe Geschichte – die Handelnden bleiben ebenso gleich wie das tragische Ergebnis, das mit dem Ableben unseres Ich-Erzählers endet. Egal, in welchem Ambiente die Crew unterwegs ist – das knarrende Segelschiff, der kupferne Zeppelin oder das buck-rogers-ähnliche Raumschiff – stets bleiben die Perspektive und das Rätsel dasselbe.

Im Zentrum stehen die in ihren Wesenszügen unverändert auftretenden Figuren und die faszinierend stimmungsvoll beschriebenen Kulissen. Durch unseren Protagonisten sind wir immer mittendrin im Geschehen, erleben die Varianten der Grundhandlung, ergötzen uns am Abenteuer, an einem selten erreichten »Sense of Wonder« und an der seltsam Furcht einflößenden Beschreibung des Bauwerks, das sich scheinbar mitten in einer Metamorphose, einer Umstülpung, befindet. Die Ausstrahlung, die von diesem gigantischen Bau – so es denn ein künstliches Gebilde ist – ausgeht, erinnert ein wenig an Lovecraftsche Beschreibungen; – etwas Fremdes, das bis zum Finale unheimlich, unerklärlich und unerfassbar bleibt. Jede einzelne der Expeditionen ist letztlich zum Scheitern verurteilt, der Erkenntnisgewinn, wenn überhaupt vorhanden, ist marginal.

Neben dem Rätsel um das Bauwerk fesselt uns das Mysterium um unseren Schiffsarzt. Warum widerfährt ihm immer wieder dieselbe Geschichte mit bekanntem Ausgang?

Zusammen mit Silas versuchen wir, den Geschehnissen auf den Grund zu gehen, herauszufinden, was sich hinter den verschachtelten Wiederholungen der Expeditionen verbirgt, wer er ist, wo sein Platz im Geschehen liegt. Die jeweils geringen Abweichungen fügen sich wie ein Puzzle nach und nach zu neuen Erkenntnissen zusammen, gleichen dunklen, flüsternden Träumen und zwingen Silas – und uns –, die scheinbare Realität zu hinterfragen, die eigene Stellung in ihr zu erkennen und letztlich eine auch für ihn alles verändernde Entscheidung zu treffen.

So ist dies ein Roman, der uns durch seine Abenteuergeschichten in die Handlung zieht, mit den wenigen Figuren fasziniert und mit ihren Schicksalen berührt.

(Carsten Kuhr)

C240042C

FLUCHT.PUNKT!

AndroSF 226, p.machinery, Winnert, Januar 2026, Paperback, 264 Seiten, ISBN 978-3-95765-489-2

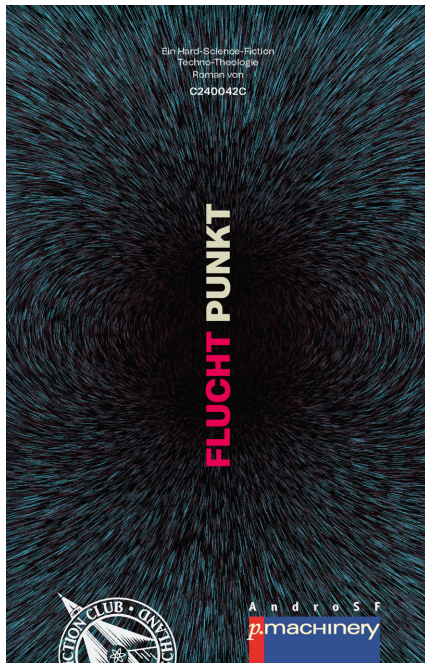
Was ist es, was die Menschen zusammenhält und was lässt sie auseinanderdriften?

Die Welt in ein paar Jahrzehnten.

Während Kanada und Amerika den technischen Fortschritt feiern, wendet sich Europa einer neuen, allumfassenden Religion zu.

Wie kam es dazu, dass sich die beiden Kontinente so unterschiedlich entwickelten?

Hauptsächlich aus der Perspektive von Jason, Derya, Marie und Jan wird erzählt, wie zum einen die Spiegelung entwickelt und zum anderen der Wunsch nach einem



allumfassenden Glauben genährt wurde. Denn allen war in der Ausgangslage klar, so wie die Welt jetzt ist, kann sie nicht bleiben. Klimaerwärmung, Hass, Völkerwanderungen und politische Dispute, all das galt es zu lösen und für die Menschen ein neues Gefühl von Zusammenhalt und Stärke zu generieren.

Doch wie bündelt man die Interessen von Millionen von Menschen? Und wie garantiert man, dass die Entwicklungen so weitergeführt werden, wie man sie einst geplant hatte?

Die Kapitel sind kurz gehalten und wechseln sowohl zwischen den Protagonisten als auch in den einem Zeitrahmen von sechzig Jahren hin und her. Was sich im ersten Moment sehr kompliziert anhört,

greift mit jedem weiteren Kapitel weiter ineinander. Die Handlung und die Konsequenzen breiten sich wie ein Fächer vor dem Leser aus und mit jeder Seite erkennt man: Auch ein guter Ursprungsgedanke kann instrumentalisiert werden. Sobald die Schöpfer sich mit anderen zu einer Arbeitsgemeinschaft verbinden, verändert sich die Idee, wird beeinflusst und weicht von dem ursprünglichen Konzept ab.

Man muss das Buch mit Konzentration und voller Aufmerksamkeit lesen, will man allen Querverbindungen des Autors gerecht werden. Wie bei einem großen Puzzle verstreut er die Informationen und Gedanken über die knapp 300 Seiten und zeigt, dass es nicht so einfach ist, Gutes zu tun. Ein Plan kann trotz der besten Voraussetzungen scheitern.

Ein Buch, das wachrüttelt und zeigt, dass es in der globalisierten Welt keine einfachen Lösungen mehr gibt!

5 von 5 Pergamenten

(Sarah Lutter)

Brigitte Ohk

MISSION COCKAIGNE

Der Weg ins Paradies

ErlebnisMalta 6, p.machinery, Winnert, Dezember 2025, 320 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 487 8, E-Book: ISBN 978 3 95765 669 8

Brigitte Ohks Krimi »Mission Cockaigne – Der Weg ins Paradies« hat die auch hinsichtlich der Verkaufszahlen darbende Malta-Reihe in Michael Haitels Verlag p.machinery wiederbelebt. Ein hinsichtlich der Grundhandlung fast klassischer – manche kritischen Stimmen könnten auch



von klischeehaft sprechen – Krimi vor einem exotischen wie bezaubernden Hintergrund, aber mit einem überraschenden Ende versehen. Gleichzeitig handelt es sich um eine Art Reiseroman, der die Faszination der Autorin für die Insel im Mittelmeer, nicht nur auf den Protagonisten Oreste Gambino, sondern vor allem den Leser übertragen soll.

Die 1957 geborene Brigitte Ohk hat nach dem Abitur erst eine Ausbildung zur Lithografin gemacht, danach in ihrer Geburtsstadt Köln und in Kiel studiert, bevor sie 1988 das erste Mal auf Malta und Gozo – die kleine Insel spielt in der vorliegenden Geschichte die Hauptrolle – Urlaub machte. Sechs Jahre später zog sie nach Malta, schrieb die ersten Bücher über die

maltesische Sprache und präsentiert jetzt eine Geschichte voller Liebe, Leiden und vor allem viel Leidenschaft. Zwischen den Menschen, aber auch für die noch unberührte Natur der Insel. Wobei nicht alle Orte sich so wie im Roman beschrieben auf den Inseln finden lassen. Hier steht teilweise die dichterische Freiheit im Vordergrund, was allerdings nur Menschen merken werden, welche Malta in- und auswendig kennen. Und die scheinen keine Bücher zu kaufen. Zumindest nicht von p.machinery.

Oreste Gambino ist ein gut aussehender Mann, Ende fünfzig, groß und kräftig gebaut. Der Klappentext beschreibt ihn weiter wie folgt: » Sein markantes Gesicht war sorgfältig rasiert, seine Augen lagen tief und waren dunkel, fast schwarz, und sein kurzes dunkelbraunes Haar fiel ihm in die Stirn. Er wirkte sehr elegant in seiner feinen cremefarbenen Baumwollhose und einer burgunderroten Strickjacke, die er über einem eisblauen Leinenhemd mit Stehkragen trug. Eine mokkabraune Wildlederjacke rundete das Outfit ab.« Er ist ein Frauenschwarm, wie die erste Begegnung mit einer Kellnerin zeigt, die sich den attraktiven Mann als Geliebten, als Ehemann und auch gleich als Vater ihrer Kinder vorstellen kann. Auch die Immobilienmaklerin erliegt seinem Charme und verführt den leicht überforderten Gambino zu einem Quickie in einem der schönen Häuser, die sie ihm zeigt. Die attraktive Frau ist nicht nur sexuell freizügig, sondern auch verheiratet.

Bei den Beziehungen zwischen Oreste Gambino und den beiden angesprochenen Frauen überspannt Brigitte Ohk ein

wenig den Bogen, bis es – nicht zum letzten Mal in dieser Geschichte – eher wie ein Klischee erscheint denn der lange Kuss aus Alfred Hitchcocks »Berüchtigt«, der eine der Frauen zum Träumen auf dem eigenen Sofa anregt.

»Berüchtigt« ist auch ein gutes Stichwort. Denn Oreste Gambino ist ein Auftragskiller für die Mafia, der auf der Insel einen bestimmten Mann, einen einflussreichen Geschäftsmann finden und töten soll. Weil dieser sein Land nicht verkaufen möchte, das ein örtlicher Bauunternehmer unbedingt braucht. Oreste Gambino ist zwar anfänglich an den richtigen Orten – in dessen Gaststätte, in dem von ihm verpachteten Schießstand und schließlich auch in dem ihm gehörenden Immobilienbüro – und trotzdem trifft er den Mann niemals an.

Nach der – wie erwähnt – ein wenig überzogenen Extrapolation des Ausgangsszenarios reduziert die Autorin nicht nur das Tempo der Geschichte, sondern konzentriert sich eher auf die zwei relevanten Ebenen. Die Suche nach dem Mann ist schon angesprochen worden. Je länger Oreste sucht, je mehr er von den Verhältnissen auf der Insel kennenlernt, umso unwichtiger wie sein originärer Auftrag. Gleichzeitig drängt sich immer mehr die eigene Vergangenheit auf. Seine Eltern hat er bei einem Erdbeben verloren, beim Onkel mit Clanbeziehungen hat er früh gelernt, einfache Aufträge auszuführen; sein Bruder, seine Frau und ihr Kind sind bei einem Racheanschlag ums Leben gekommen. Aber dem organisierten Verbrechen wollte Oreste auch nicht ganz Lebewohl sagen, bis er auf Malta bzw. Gozo ankommt.

Auch diese Wandlung eines Auftragskillers zumindest zu einem neugierigen und offen den verschiedenen Konflikten gegenüberstehenden Mannes könnte – kritisch gesprochen – vielen Klischees entsprechen. Meistens gehen diese inneren Verwandlungen nicht gut und die »Road to Perdition« wird zu einer Einbahnstraße. Das ist ein schwieriger Balanceakt, den Brigitte Ohk allerdings im mittleren Abschnitt des Romans gut im Griff hat. Je länger Oreste sucht – der Leser ist dem Charakter in dieser Hinsicht durch die wechselnden Perspektive mindestens einen Schritt voraus und verfolgt die erste Begegnung zwischen den Männern quasi aus der ersten Reihe, während diese voneinander noch nichts wissen –, desto mehr verändert er sich auch. Da es von »außen« keinen echten Druck auf den Killer gibt, bezieht die Kriminalgeschichte ihre innere Spannung eher aus der Frage, ob Oreste über seinen Schatten springt und final die Mission auch gegen die eigene Überzeugung erledigt.

Auf der zweiten Handlungsebene verfolgt der Leser den Mann, um den es geht. Dabei begegnet er gleichzeitig vielen Figuren, die Oreste vorher kennengelernt hat, ohne dass der Leser oder der Killer die sozialen Strukturen und die verschiedenen Bekanntheitsgrade erkennen kann. Der Wiedererkennungseffekt liegt ausschließlich beim Leser, was ihm die einzelnen Protagonisten mit ihrer nuancierten und detaillierten Charakterisierung deutlich näher bringt als Oreste gegenüber. Ein ebenfalls nicht mehr ganz junger Witwer mit einer Tochter, inzwischen wieder frisch verliebt. Der von Malta lebt, aber auch Malta etwas

zurückgeben möchte. Der sich wie viele andere Charaktere nach dem alten, verschlafenen Malta sehnt; den Massentourismus und die Betonklötze nicht haben möchte und sie aktiv durch die Verweigerung des Grundstücksverkaufs auch verhindern kann. Der nicht nur wegen seiner Ländereien, sondern seiner für einen Bauunternehmer ehrlichen Art der Konkurrenz in doppelter Hinsicht im Wege steht. Der schnell ahnt, dass er auf der Tötungsliste seines Rivalen steht, auch wenn er es nicht wirklich glauben kann, dass dieser die Tat durchzieht. Dass sein potenzieller Killer schon wie ein Geier vor allem um ihn herum kreist, ahnt er im Gegensatz zu den Lesern nicht. Aus diesem Wissensvorsprung zieht die Geschichte einen Teil ihrer Spannung, während Brigitte Ohk streng genommen einige weitere Klischees abarbeitet. So ist der »Landdieb« auch gleichzeitig ein Bauunternehmer, ein moderner Schmuggler mit zahllosen Briefkastenfirmen und vor allem ein Bauherr, der billig bis lebensgefährlich bauen lässt. Der Besuch auf einer seiner zahlreichen Baustellen offenbart die entsprechenden Mängel; gedeckt durch die öffentlichen Behörden, welche er ordentlich schmiert.

Mit dem heimlichen Besuch auf der Baustelle, mit den Fotos und vorher den Tonbandmitschnitten der sich ausgerechnet im Restaurant des potenziellen Opfers treffenden feinen Gesellschaft der Insel endet der erste große Spannungsbogen. Das Stück ist geschrieben; die Bühne eröffnet. Die Königskinder haben sich gefunden, auch wenn sie es final noch nicht wissen. Bis dahin gilt der Untertitel der Geschichte »Der Weg ins Paradies« vor

allem für den erstaunlich melancholisch, emotional und fast zu sensibel für einen Killer dargestellten Oreste. Aber auch für die Kellnerin ist Oreste ein Weg in ein durchgeplantes Paradies mit Ehemann und Kindern, das langjährige Junggesellen mit einem Job ohne festen Bürositz – dazu gehört auch ein Auftragskiller – in dieser Frühform der Beziehung fast erschrecken könnte und obsessive Züge trägt. Aber wie die Charakterisierung des Killers begnügt sich Brigitte Ohk in dieser Hinsicht mit einer Gedankenflut von Impressionen und Träumen, ohne dass sie ihre ruhig angelegte Geschichte sehr früh über das Erwartete hinausführt.

Auch wenn die Autorin konsequent wie kontinuierlich entsprechende Spannung aufbaut, wirkt die zugrunde liegende Kriminalhandlung rückblickend ein wenig zu weich gespült. Das beginnt bei der Charakterisierung des Auftragskillers. Auf diesen Punkt muss noch einmal gesondert auf die gesamte Figurenkonstellation eingegangen werden. Die Zerrissenheit, einen Auftrag nicht mehr ausführen zu wollen und durch die Vorauszahlung ausführen zu müssen, wird auf zwei Ebenen relativ schnell geglättet. Natürlich präsentiert Brigitte Ohk eine elegante Lösung, aber sie ist zu glatt. Um wieder Spannung zu erzeugen, muss eine dramatisch gut inszenierte Sequenz eingefügt werden, die Oreste auf der einen Seite entlastet, auf der anderen Seite weitere Informationen über seine Identität und seine Vergangenheit in einem überschaubaren Rahmen gibt, und die schwelenden mafiösen Konflikt weiter anheizt. Am Ende schließt die Autorin dieses Element mit einer Art Kom-

promiss ab. Kaum sind die Informationen aus dem Dunkel an die Öffentlichkeit getreten, braucht man auch keine Auftragsmörder mehr. Wer die Ausführenden sind, bleibt dann wieder im Dunkeln. Das wirkt teilweise zu pragmatisch, ein wenig zu hektisch mit einem positiven Ende abgeschlossen, als dass der Leser nach über dreihundert Seiten in dieser Hinsicht wirklich befriedigt ist.

Während die »kriminellen« Elemente inklusive der unanfechtbaren Ehre der sizilianischen Clanfamilien in den Hintergrund treten, überzeugen mehr die teilweise ein wenig grell gezeichneten Protagonisten. Allerdings greift Brigitte Ohk auch hier manchmal zu einer gewissen schematischen wie pragmatischen Darstellung. Da wäre Oreste, der Auftragskiller. An keiner Stelle nehmen die Leser wie auch die Malteser ihm diese Rolle wirklich ab.

Er muss es auch nicht beweisen, was die ganze Angelegenheit noch schwieriger macht. Er hat Frau und Baby an die Mafia-gewalt verloren und scheut sich, ein neues Leben wirklich von Grund auf anzufangen. Ein Trauma lässt ihn irgendwie erwachen, auch wenn diese finale Wendung der Liebesgeschichte eine tragisch traurige Note verleiht, aber angesichts der Exposition suchte die Autorin nach einem stärkeren Ende und hat sich auf einen nicht unbedingt faulen, aber auch nicht gänzlich befriedigenden Kompromiss eingelassen. Zumindest weiß der Leser, dass Malta eine wunderschöne Insel ist, die sich aber nicht für jedermann in allen Lebenslagen eignet. Aber das gilt für viele Inseln, Länder und Kontinente. Daher

bleibt Oreste trotz aller Versuche, ihn als melancholischen, von seiner Vergangenheit geprägten Charakter zu beschreiben, eher eine Chiffre. Damit erfüllt er auch die Vorwürfe, die ihm sein »Onkel in spe« Charlie an den Kopf wirft.

Viele der Männer dieser Geschichte sind in den Fünfigern. Im direkten Vergleich zum quirligen Guzi oder Charlie wirkt er manchmal deutlich älter. Natürlich ist sein Schicksal tragischer, aber generell scheint das Leben auf Malta den Menschen besser zu tun als ein italienischer Auftragskiller in den USA.

Alina ist eine perfekte Malteserin. Sie liebt die Insel. Sie hat ihren Verlobten vor dem Traualtar verloren. Überzeugende Erklärungen liefert der finale Abschnitt. Sie ist attraktiv. Auf den ersten Blick verliebt sie sich in Oreste und sieht ihn – wie angesprochen – als Ehemannpotenzial. Mit ihm will sie auf der Insel alt werden. Das wirkt teilweise überzogen, fast kitschig. Sie ist voller Emotionen, kann eifersüchtig und beleidigt sein, aber im Grunde sehnt sie sich nach einer eigenen Familie. Sie hilft überall aus. Arbeitet bei Charlie im Restaurant, vermittelt Immobilien. Sie kann lustig und sexy sein. Perfektes Ehefrauenpotenzial, im Bett eine Granate, am Herd eine überzeugende Köchin und natürlich eine liebevolle Mutter. Dass ihre eigene Mutter als Psychologin arbeitet und Karten legt, macht es nicht wirklich einfacher. Dabei betreut sie nicht nur ihre eigene Tochter, sondern auch den wankelmütigen Oreste. Zumindest wird ein persönlich durchlebtes Trauma am Ende der Geschichte aufgeklärt. Aber die Wunden bleiben. Wie bei Oreste und Charlie.

Auf der persönlichen Ebene gibt es eine wunderbare Szene, welche Brigitte Ohk der amerikanischen Screwballkomödie entliehen haben könnte. Alina will ihrer Großfamilie ihren Verlobten Oreste vorstellen und am runden Tisch stellen alle Familienmitglieder fest, dass sie Oreste in der einen oder anderen Form schon begegnet sind. Mit der Frau von Charlies rechter Hand Guzi hat Oreste den Quickie in der angebotenen Immobilie gehabt. Mit Guzi war er fischen. Mit Charlie – lange Zeit war sich Oreste nicht klar, dass er seinem Opfer mehrmals auf der Insel oder der Fähre schon begegnet ist – und Guzi hat er Karten gespielt und natürlich mit Alinas Mutter die Karten gelegt. Die Reaktionen sind wunderbar emotional; die Dialoge pointiert und das Misstrauen gegenüber dem Schwiegersohn in spe; dem neuen Familienmitglied gegenüber erdrückend. Wenn auch auf logischen Überlegungen basierend. Die Autorin löst diese Szene mit einem Knalleffekt auf, der mehr Fragen als Antworten beinhaltet.

Während Brigitte Ohk mit ihrem Auftragsmörder auf Selbstzweifelmission sehr ambivalent umgeht, hat sie sehr viel mehr Liebe zum Detail ihren maltesischen Figuren gegenüber übrig. Der fleißige Guzi mit einem messerscharfen Verstand, der zwar in Charlies Schatten lebt und agiert, aber gegen Ende eine dominantere Rolle übernimmt. Er liebt seine Frau über alles, auch wenn diese ihn zu Beginn der Geschichte anscheinend einmal betrogen hat. Charlie ist ein Unternehmer. Ein Bauherr mit einem grünen Herzen für die Schönheiten der Insel. Er hat viele Unternehmen, ist aber ein bescheidener ehrlicher Mann geblieben,

der sich mit seiner langjährigen Lebensabschnittsbegleiterin verlobt. Wie Oreste hat er früh einen wichtigen Teil seiner Familie verloren. Brigitte Ohk zeichnet ihn als derartig sympathischen Malteser, dass der Leser die Zweifel im Auftragskiller Oreste verstehen kann.

Alinas Mutter als kartenlegende Wahrsagerin gibt in einigen Schlüsselmomenten wichtige und richtige Ratschläge, auch wenn sie das Finale in dieser Form nicht vorhergesehen hat. Damit unterminiert die Autorin einige von ihr selbst entwickelte Ansätze.

Guzis Frau Francesca ist lebenslustig, intelligent, sexuell sehr aktiv und manchmal auch der perfekte Resonanzkörper in intellektueller Hinsicht für ihren Mann. Der Quickie mit Oreste könnte zu einem familiären Problem werden, aber beide regeln es wie Erwachsene.

Nicht nur hier – auch bei Oreste kurzzeitiger Rückkehr nach Italien – baut Brigitte Ohk einen potenziellen Konfliktherd auf und löst ihn relativ simpel pragmatisch, aber zumindest konsequent. Die Autorin will sich nicht zu lange mit den einzelnen Spannungsbögen aufhalten. Der einzige rote Faden ist die Jagd eines widerwilligen Auftragskillers nach seinem Opfer, wobei der Begriff »Jagd« im übertragenen Sinne zu verstehen ist. Es ist noch nicht einmal ein Katz-und-Mausspiel, weil das Ziel Charlie auf gänzlich andere Fakten reagiert und Oreste bei der aktiven Suche nach Charlie eher verhalten zögerlich agiert. Als wenn ihm unterbewusst schon beim Betreten der Insel klar geworden ist, dass er hier keinen Menschen töten möchte.

Die Nebenfiguren wachsen dem Leser schneller und intensiver ans Herz, als es die Hauptfigur macht. Das liegt weniger an den fehlenden Charakterzügen, sondern ist eher in der Tatsache begründet, dass Brigitte Ohk zu viel auf einmal wollte und damit wichtige Elemente der Handlung aus den Augen verloren hat. Oberflächlich stört es nicht den Lesefluss, aber im Gegensatz zum allgegenwärtigen ausschweifenden Essen mit köstlichen Gerichten auf der Insel hat der Leser das unbestimmte Gefühl, als wenn er nur Fast Food hinsichtlich der Hauptfigur bekommt. Sieht köstlich aus, schmeckt auf den ersten Bissen auch, macht aber nicht wirklich satt.

Auch wenn Malta mit ihren kleinen Schwesterinseln nicht so erdrückend allgegenwärtig ist, wie der Klappentext andeutet, gelingt es Brigitte Ohk sehr überzeugend, die Kultur, die Geschichte, die Schönheit der Inseln und schließlich auch das Essen – vom Bier und Wein abgesehen – immer wieder ausführlich, aber den relativ ruhigen Fluss der Handlung nicht abbrechend zu beschreiben.

Anfänglich ist es der Blick eines Fremden auf die Insel, im Laufe der Handlung verschiebt sich der Fokus und der Leser erhält Einblick in das sicherlich nicht alltägliche Leben einer kleinen Gruppe von wirtschaftlich begüterten Menschen. Auch Alina als Kellnerin – Aushilfe in verschiedenen Geschäften – Charlies geht es relativ gut ... bis auf die Einsamkeit und die Sehnsucht nach Mann/Kind.

Die Schattenseite Maltas mit einer relativ hohen Kriminalität gegenüber Touristen und zahllose Einbrüche. So ist das

einzige beschriebene Verbrechen der Anschlag auf Charlie. Aber beginnend mit dem Titel liefert Brigitte Ohk für diese nachvollziehbare Verklärung auch überzeugende Argumente.

Aber der Untertitel der Geschichte lautet auch metaphorisch zu verstehen »Der Weg ins Paradies« – auch wenn sich dessen Tore nicht endgültig für jeden öffnen – und deswegen zeichnet die Autorin ein grell buntes, verführerisches Porträt der Insel, seiner Bewohner und der Familienverbundenheit. Nicht umsonst heißt der Haupttitel der Geschichte auch sehr frei übersetzt »Mission Schlaraffenland«, denn der Begriff Cockaigne basiert auf den Aufzeichnungen eines Franziskaners mit einem langen ausführlich zitierten Sauflied und zahlreichen Anklängen an das Paradies der Bibel mit Überfluss an Essen/Trinken sowie losen Frauen. Sexuell aktiv sind alle weiblichen Figuren dieses Romans. Die Krimihandlung ist dabei eher ein beiläufiges Spannungselement, um das Interesse der Leser bei der Stange zu halten, aber hinsichtlich der angesprochenen Schwächen auch nicht gänzlich befriedigend. Daher sollten Interessierte »Mission Cockaigne« auch eher als belebtes Reiseabenteuer sehen, voll wilder Romantik und der Mittelmeerperle im Fokus.

(Thomas Harbach)

Anm. d. Red.: »Cockaigne« ist Englisch und bedeutet »Schlaraffenland«.



Kai Meyer

DAS ANTIQUARIAT AM ALTEN FRIEDHOF

(Originalausgabe)

Knaur Verlag, Oktober 2025, Hardcover,
511 Seiten, ISBN 978-3-426-29398-0

Einmal mehr führt Kai Meyer seine Leserschaft in das geheimnisvolle Grafische Viertel Leipzigs – jenen Ort, an dem Literatur, Macht und Magie aufeinandertreffen.

Hier, wo Verlegerdynastien in abgeschotteten Villen residieren, wo sich ein Antiquariat ans nächste reiht und die Luft nach Druckerschwärze riecht, wachsen vier Freunde auf. Alle stammen aus gutem Hause; einer von ihnen betreibt ein klei-

nes Antiquariat, in dem sich der »Club Casaubon« regelmäßig trifft. Dort wird gelesen, geplaudert, getrunken – und Pläne geschmiedet.

Wir schreiben das Jahr 1930. Die jungen Männer haben es sich zur Aufgabe gemacht, reiche Sammler um deren okkulte Bücher zu erleichtern – nicht zuletzt, um ihr Antiquariat finanziell über Wasser zu halten.

Ihr Auftraggeber, der zwielichtige russische Geheimagent Magnus Heiden, setzt sie auf die Bibliothek des just in Leipzig weilenden Aleister Crowley an. Der Coup misslingt, und sie entkommen gerade noch nur mit einem geheimnisvollen Knochen, den Crowley zum Schutz seiner Schätze hinterlassen hat.

Kurz darauf stößt Eva, die Schwester eines der Freunde, zur Gruppe. Gemeinsam begeben sie sich auf die Suche nach einem Buch, hinter dem nicht nur Leninisten, Stalinisten und Nazis, sondern auch die Amerikaner her sind – einem Werk, das Kreuzkorrespondenzen enthält und angeblich die Macht besitzt, Lenin von den Toten auferstehen zu lassen.

Fünfzehn Jahre später. Die Stadt liegt in Trümmern, die Amerikaner rücken in Kürze ab, die Russen stehen vor der Tür.

Felix, eines der ehemaligen Clubmitglieder, kehrt im Auftrag der US-Geheimdienste nach Leipzig zurück. Ein angeblich alter Freund behauptet, die okkulte Privatbibliothek Hitlers zu kennen, und Felix soll prüfen, ob der Mann wirklich ist, wer er vorgibt zu sein.

In der zerstörten Stadt begegnet er alten Bekannten, Spionen, einem Serienmörder – und vielleicht Eva. Als sich die

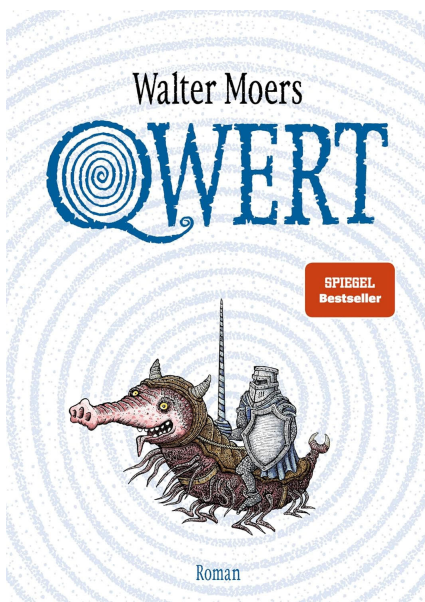
Spuren um die Kreuzkorrespondenzen erneut verdichten, beginnt ein gefährliches Spiel aus Täuschung, Rache und Schuld ...

Zum vierten Mal entführt uns Kai Meyer in das Grafische Viertel – und erneut gelingt ihm das Kunststück, historische Realität und fantastische Elemente zu einem atmosphärisch dichten Geflecht zu verweben. Der Roman entfaltet sich in zwei Zeitebenen, vor und nach dem Krieg, und verbindet temporeiche Handlung mit detailreicher Recherche. Meyers Leipzig ist kein nostalgisches Panorama, sondern ein lebendiger, düsterer Schauplatz, in dem Geschichte, Literatur und Okkultismus aufeinandertreffen.

Wie stets merkt man dem Werk an, wie sorgfältig Meyer recherchiert hat. Bauwerke, Figuren, Denkmuster – alles atmet historische Authentizität, ohne den erzählerischen Sog zu bremsen. Die Sprache ist präzise, rhythmisch und bildhaft, die Handlung verschachtelt, aber stets klar und zielgerichtet. Zahlreiche Gefahren, Rätsel und unerwartete Wendungen halten Leserinnen und Leser bis zur letzten Seite gefangen.

Das Besondere an Kai Meyer bleibt jedoch seine stilistische wie handwerkliche Souveränität. Er versteht es, Realität und Mythos zu verschmelzen, Figuren emotional greifbar zu machen und gleichzeitig wunderbar spannend und fesselnd zu unterhalten. Ganz nebenbei lernt man einiges über die Stadt Leipzig, über die Verlagsgeschichte und über die Geister, die in den Ruinen der Moderne weiterleben.

Ein literarisch brillanter, atmosphärisch dichter Page-Turner – Kai Meyer auf der Höhe seiner Kunst. (Carsten Kuhr)



Walter Moers

QWERT
(Originalausgabe)

Penguin Verlag, Oktober 2025, Hardcover,
582 Seiten, ISBN 978-3-328-60427-3

Mit »QUERT« legt Walter Moers einen Roman vor, der sich zugleich wie eine Reminiszenz und ein Aufbruch zu neuen Ufern liest. Sein Gallertprinz Qwert Zuiopü – ein altbekannter Nebencharakter aus den 13½ Leben des Käpt'n Blaubär – stürzt durch ein Dimensionsloch und erwacht in Orméa, einer Welt, die an einen überdrehten, klassisch anmutenden Ritterroman erinnert. Dort steckt er im Körper des ein klein wenig chaotischen Heftchenhelden Prinz Kaltbluth, wird mit einem unsichtbaren Degen und einem heldenhaften Ruf ausgestattet – und soll prompt ausge-

rechnet die Kreatur besiegen, in die er sich verliebt hat. Bei der Holden handelt es sich um niemand Geringeren als die Janusmeduse Jadusa.

Dieser Konflikt zwischen dem, was man in seiner Rolle von ihm erwartet, und seiner überbrodelnden Gefühlswelt treibt die Handlung an und verwandelt den klassischen Questenplot in ein rasantes, ironisches und jederzeit überraschendes Spiel, das mit ernststen Themen wie der Frage nach Identität, Pflicht und Begehren kunstvoll verknüpft ist.

Auf seinem Weg durch Orméa trifft Qwert unter anderem auf typisch moerssche Figuren – rostige Gnome, Ritter aus Holz, Glas und Diamant, ein Reitwürmchen und einen Helfer namens Oyo Pagenherz, der unschwer als Reminiszenz an die Sancho-Pansa-Rolle erkennbar ist. Die Welt selbst ist – wie wir das vom Meister des Wortes kennen und schätzen – ein besonderer Ort, in dem universelle Regeln ausgesetzt sind. Die dem Text beigegebenen über siebzig Illustrationen aus des Meisters Hand greifen die Absonderlichkeiten und Einfälle stimmig auf und verschaffen dem Roman so eine zweite Erlebnisebene.

Dass das Manuskript jahrzehntelang auf seine Veröffentlichung wartete, hat es wie eine Flasche guten Weines reifen und immer besser werden lassen. Uns erwarten die erhofften Stärken des Verfassers, nämlich wunderbarer Wortwitz, jede Menge Tempo, ein überquellender Ideenreichtum und jederzeit neue, nicht vorhersehbare Entwicklungen. Moers für Neueinsteiger und alte Fans gleichermaßen.

Es ist ein Roman, dem man anmerkt, wie viel Spaß dem Verfasser das Schrei-

ben gemacht hat, wie viel Begeisterung und Herzblut eingeflossen sind. Hier beweist Walter Moers erneut, dass er wie kein Zweiter fähig ist, Chaos und Ironie zu einem wunderbaren Leseerlebnis zu vereinen und uns ein paar Stunden großartige Unterhaltung zu schenken.

(Carsten Kuhr)



Hans Peter Roentgen
**SHERLOCK, WATSON UND EINE KI,
 DIE FREMDGEHT**
 Lounge Edition, Bechtheim, März 2026, Paperback, 272 Seiten, ISBN 978-3-384854810

Sherlock und Watson.

Bekannt, aber doch ganz anders. Denn es ist nicht »der« Sherlock, obwohl er auch

ein Detektiv ist. Und es ist nicht »der« Watson, denn er ist kein Mensch und zudem Sherlocks Butler.

In einem Institut verschwinden Daten, einer Frau wurde zuvor gekündigt, jetzt ist sie tot.

Warum? Das ist die Aufgabe von Dr. Je-lyll und Mr. Hyde, Polizisten in dieser alternativen Welt um Sherlock und Watson. Doch bei diesen Unstimmigkeiten bleibt es nicht und der Leser wird zunehmend auf eine falsche Fährte gelockt, die wenig Böses auslöst.

Wie würde eine Welt von Sherlock aussehen, wenn man sie aus dem viktorianischen Setting nimmt und sie in eine andere Welt platziert? Hans Peter Roentgen wagte den Versuch. Neben dem Setting änderte er ebenfalls das Genre und wechselte von der klassischen Detektivgeschichte in einen Noir Crime. Dieser Wechsel trägt sehr zum Stil bei und verschärft auch die Unterschiede zu den klassischen Texten.

Doch die Charaktere und das Setting sind nur die eine Seite der Medaille, wenn es um eine gute Geschichte geht. Eingespeiste Gehirne, Humanoide, die als Personal sehr dem der viktorianischen Zeit gleichen, Aufruhr im Staat und nahezu vollständige Überwachung erinnern an bekannte Dystopien.

Er zeigt, dass Charaktere aus ihrer Zeit wachsen können, wenn man sie richtig adaptiert und doch bleibt es eine Geschmacksfrage, wie einem der Transfer gefällt.

An manchen Stellen habe ich gestutzt und mir etwas mehr Klarheit gewünscht, denn auf knapp 280 Seiten fährt der Autor

schon sehr viel auf, was das Buch ein bisschen überfrachtet.

Der Kerngedanke über die KI und auch der Umgang mit dem Sherlock der Zukunft sind gut gelöst. Sie lassen die Geschichte noch ein wenig nachhallen, denn vieles scheint nicht unwahrscheinlich.

3,5 von 5 Detektiven

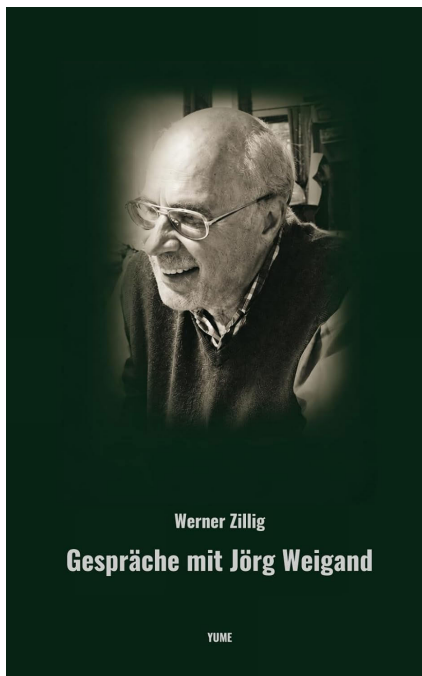
(Sarah Lutter)

Werner Zillig

GESPRÄCHE MIT JÖRG WEIGAND

YUME Verlag, Bad Krozingen, 2026, 217 Seiten, ISBN 978-3-911300-18-6, E-Book ISBN 978-3-911300-19-3

Eigentlich muss über Werner Zillig oder über Jörg Weigand nichts gesagt werden.



Beide sind in der literarischen Szene wohl bekannt und auch gut vernetzt. Aber vielleicht gibt es doch noch vieles zu berichten. Sie kennen sich seit Jahren und so verwundert es nicht, dass uns Werner Zillig den Menschen Jörg Weigand in den hier in Printform wiedergegebenen E-Mail-Gesprächen eingehend porträtiert.

Das Besondere sind die von einem tiefen Verständnis für den Gesprächspartner zeugenden – manchmal intimen – Fragen Zilligs, die Jörg Weigand umfangreiche und teils unerwartete Antworten entlocken. Der Leser erfährt so viel über Weigands Leben, seine Kindheit, seine Jugendjahre, das schwierige Verhältnis zum Vater, Persönliches, Weigands journalistische Tätigkeiten fürs ZDF, seine extensive Beschäftigung mit der unterhaltenden Literatur (insbesondere der Science-Fiction), seine Interessen im Bereich der Musik oder seine Einstellungen zum Leben. Zu entdecken gibt es Hintergründe zu Weigands fiktionalen Texten im Bereich der fantastischen Literatur und vor allem auch zu seinen grundlegenden Studien in Form der wissenschaftlichen Arbeiten über unterhaltende Literatur (Weigand veröffentlichte u. a. das deutsche Standardwerk über Pseudonyme oder das erste umfangreiche Werk über Leihbücher). – Eine Bibliografie der Veröffentlichungen Weigands und ein durchaus nützliches Register runden das Buch ab.

Alles ist durchaus spannend und zugleich sehr unterhaltsam. Die gewählte Form des Frage-Antwort-Spiels (wobei einzelne Fragen und deren Antworten sich teils über mehrere Druckseiten erstrecken können) macht Zilligs Buch zu einem Le-

severgnügen. Ich habe so manches über Jörg Weigand erfahren, was mir bislang nicht bekannt war.

(Karl Jürgen Roth)



Frank G. Gerigk

KRISTALLSCHMELZE

Allgemeine Reihe Band 7048, Blitz Verlag, Nordstrand, 2026, ISBN 978-3-68984-785-2

Das Schöne an der Science-Fiction wie an der Fantastik ist, dass der Leser immer wieder einmal mit Texten konfrontiert wird, die sowohl thematisch wie auch stilistisch überraschen, besonders dann, wenn – wie in dem hier vorzustellenden SF-Beispiel – die wissenschaftlich-technische Untermauerung gelungen erscheint.

Zumindest mir als absolutem Laien, was die »Science« angeht.

Frank G. Gerigk, der Autor dieses Kurzromans, ist ausgebildeter Geologie und darüber hinaus offensichtlich in vielen Sparten der Naturwissenschaften wohl bewandert. Was er den Leser spüren lässt, der sich so manches Mal durch einen Verhau fachtechnischer Begriffe einen Weg des Verständnisses schlagen muss.

Dennoch ist das Büchlein lesenswert. Hier muss hinzugefügt werden, dass der Kurzroman in dem actionbetonten Programm des Blitz-Verlages wie ein Fremdkörper wirkt, denn echte »action« ist Gerigks Sache nicht. Er setzt auf die Beschreibung einer behutsamen Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnis und bezieht daraus genügend Spannung, um die Leser – trotz und vielleicht auch wegen wissenschaftlich-technischer Begriffsbarrieren – bei der Stange zu halten.

Die Story beginnt im Berchtesgadener Land; im nördlichsten Gletscher der Alpen, dem Blauisgletscher, hat sich in 2300 Meter Höhe infolge der Klimaveränderung ein Spalt aufgetan. Der Bergführer Michi Pöschl und sein Freund Paul entdecken seltsame bläuliche Kristalle; Paul seilt sich in den Spalt ab und beginnt wenig später zu halluzinieren über eine zweite Ebene unter der Erde, in der die Zeit nicht vergeht.

Eine Forschergruppe unter Leitung der erfahrenen Geologin Nora Voss wird beauftragt, sich um den Gletscherspalt und seine Geheimnisse zu kümmern. Die Bundeswehr wird eingesetzt, unbekannte Interessenten versuchen, an die erstaunlichen wie schockierenden Erkenntnisse zu kommen. Die wissenschaftliche Aufarbei-

tung kommt nur langsam voran, zumal die Geologen mit unerklärlichen Phänomenen zu kämpfen haben. Zumindest versuchen sie zunächst, einfach nur zu verstehen.

Fortgang der Handlung und das Finale seien hier ausgespart, um die Neugier des Lesers anzuregen. Mich hat Gerigks Story an John W. Campbells berühmte Novelle »Who goes there?« erinnert. Der thematische Ausgangspunkt ist ähnlich, die Weiterverarbeitung gänzlich verschieden.

Echte »Hard Science-Fiction« – im deutschen Sprachbereich eine Seltenheit. Eine ausdrückliche Empfehlung.

(Jörg Weigand)

Benedict Jacka

HAUS ASHFORD – EINE FRAGE DER MAGIE

Stephen Oakwood Band 3

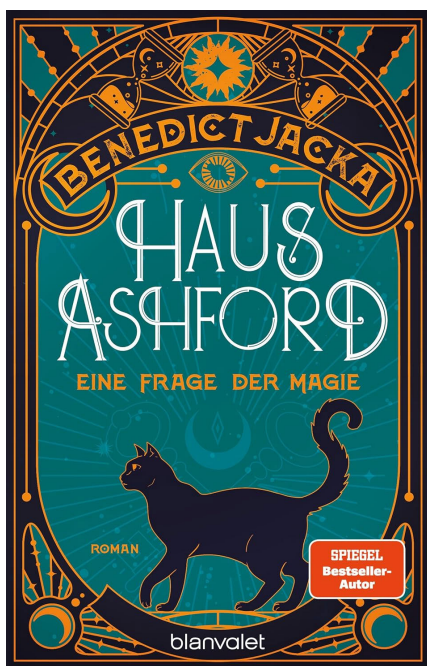
(A Judgement of Powers – 2026)

Aus dem britischen Englisch übersetzt von Michelle Gyo

Blanvalet Verlag, April 2026, Paperback, 398 Seiten, ISBN 978-3-7341-6449-1

Stephen Oakwood ist kein Held, wie man ihn sich gemeinhin vorstellt. Er schlägt sich – begleitet von seinem Kater – eher schlecht als recht durch ein London, das nur auf den ersten Blick gewöhnlich wirkt. Die Mutter, Abkömmling eines wohlhabenden Hauses, verschwand früh aus seinem Leben, der Vater folgte ihr auf andere Weise und hinterließ nichts als einen Brief und jede Menge offener Fragen.

Diese Fragen führen Stephen unweigerlich zu seiner Herkunft – dem Haus Ashford, einem alten, schwerreichen Magieradel, der mit ihm nichts zu tun haben will –



was umgekehrt genauso gilt. Dass Stephen dennoch über magische Fähigkeiten verfügt, ja, dass er die sogenannte Drucraft nicht nur instinktiv beherrscht, sondern sogar sehen kann, macht ihn zu einer Anomalie in einer Welt, die klare Hierarchien und geregelte Zugänge zur Macht kennt.

Jacka entfaltet aus dieser Konstellation ein Szenario, das sich zwischen klassischer Urban Fantasy und sozialer Allegorie bewegt. Stephen arbeitet als Leibwächter für seinen Stiefbruder, führt Gespräche mit einem Priester, der mehr weiß, als er sollte, und gerät ins Fadenkreuz der »Geflügelten«, einer von zwei Mächten, die im Verborgenen um die Vorherrschaft ringen. Es ist ein Leben im Provisorium, im Improvisierten – und genau

darin liegt sein Reiz. Denn wo Institutionen versagen oder ausschließen, beginnt Stephens eigentliche Stärke: Er eignet sich die Mittel seiner Welt selbst an, erschafft Sigils, beschafft Essentia, überschreitet Grenzen.

Benedict Jacka bleibt sich auch in seiner neuen Reihe bemerkenswert treu. Nach dem Abschluss seines Alex-Verus-Zyklus variiert er vertraute Motive; – der Außenseiter als Protagonist, eine streng regulierte magische Gesellschaft, Macht als knappes und ungleich verteiltes Gut. Doch während die Struktur bekannt erscheint, verschieben sich die Akzente. Die Welt wirkt roher, unmittelbarer – und vielleicht gerade deshalb zeitgemäßer.

Allerdings hat diese erzählerische Offenheit ihren Preis. Die ersten Hälften der bislang erschienenen Bände neigen zur Überfrachtung. Ideen, Konzepte und Andeutungen drängen sich mitunter ungeordnet in den Vordergrund. Es wirkt, als schreibe Jacka zunächst gegen die eigene Imagination an, um sie im zweiten Teil wieder einzufangen. Dass ihm diese Rückbindung meist gelingt, ist bemerkenswert – wenn auch nicht immer vollkommen überzeugend.

Gerade aus dieser Spannung bezieht der Text seine eigentümliche Energie. Jacka schreibt mit sichtbarer Lust an der Handlung, an der Zuspitzung, an der ironischen Entwicklung seiner Figuren und Weltentwürfe. Das Ergebnis ist kein makellooses, dafür aber ein ausgesprochen lebendiges Erzählerlebnis – eines, das seine Leser weniger durch Perfektion als durch Dynamik und Einfallsreichtum beeindruckt. (Carsten Kuhr)

Science Fiction Club Deutschland e.V.

Wir. Machen. Zukunft. Seit 1955.
sfdc.eu

Der Verein für SFF-Interessierte



Unser Vereinsmagazin informiert über
Vereinsnews, Conventions,
SFF-Wissenswertes und Rezensionen,
Geschichten und vieles mehr.